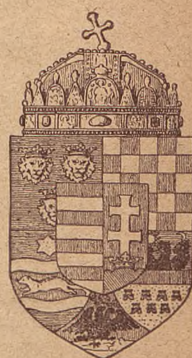
1898

Österreichisch-Ungarische



Revue.





Herausgegeben und redigiert
von
A. Mayer-Wyde.

24. Band, 2. Heft.



13. Jahrgang. 13. Jahrgang.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler,
Wien und Leipzig.

Inhalt.

Gänzlichen Raummangels halber können Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 23. Bande erst dem folgenden (3.) Hefte beigegeben werden.



Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue,** ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue,** Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs.**

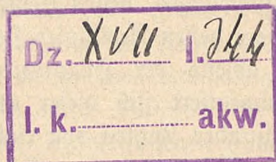
Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling 4 Pence.**

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 **Mark** = 2·50 **Francs.**







Die wirtschaftliche Bedeutung der österreichisch-ungarischen Küste.

Von Frh. v. K.

Die neuesten Bestrebungen Deutschlands, Russlands, Englands und Frankreichs im fernen Osten, dann die allgemeinen Flottenverstärkungen, an denen auch die österreichisch-ungarische Monarchie theilnehmen müsste, lenkten in jüngster Zeit eine vermehrte Aufmerksamkeit an die Gestade des Adriatischen Meeres, welches die günstigste Ausfuhrspforte unserer Industrieproducte bilden könnte.

Der allmähliche, doch stetige Übergang beider Reichshälften vom Ackerbau- zum Industriestaate, die zur Deckung des eigenen Bedarfes nöthige Agrumeneinfuhr, die vielfach drückende Überproduction industrieller Erzeugnisse und der Mangel geeigneter Absatzgebiete für letztere bilden gewichtige Factoren, welche für die Aufnahme einer zielbewussten, weit ausgreifenden und im großen Stile durchzuführenden Handelspolitik plaidieren.

Zur Inauguration einer solchen Handelspolitik gehört als Basis die vaterländische Küste, von der die Schiffahrt ausgeht, in deren Emporien sich die Fäden des überseeischen Handels vereinigen, welche aber trotz ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung, trotz ihres Aufblühens im Binnenlande vielen eine terra incognita geblieben ist. Möge es den nachfolgenden Ausführungen gelingen, zu dem Bekanntwerden unserer Seeküste und zur verdienten Würdigung ihrer Fortschritte ein Scherflein beizutragen!

Es ist heute schon ein ganz bedeutender Theil des Nationalreichthums der Monarchie, welcher theils an die See gebunden ist, theils dorthin gravitiert; die Gründung zahlreicher Industrieunternehmungen im Bereiche der Küstenstrecke, das lebhaftere Pulsieren des Verkehres längs derselben sind beredte Anzeichen eines erfreulichen Aufschwunges, dessen Centra die beiden Hafenstädte Triest und Fiume bilden, dessen Ausläufer sich jedoch auch an Orten wahrnehmen lassen, die abseits der Hauptverkehrsstraßen liegen. Besonders auffallend documentiert sich dieser allgemeine Aufschwung bei einem Vergleiche statistischer Zahlen von einst und jetzt.

Während in den Achtzigerjahren das in Triest durch Schiffahrt und Industrie gebundene Capital mit annähernd 40 Millionen Gulden beziffert wurde, sind gegenwärtig daselbst 21·5 Millionen in industriellen Unternehmungen angelegt und 57·2 Millionen von Seeschiffahrts-Gesellschaften investiert. Die Höhe des in Industrieetablissements festliegenden Capitales erfährt eine sehr erhebliche Steigerung, wenn man zu der vorstehenden Zahl noch die schwer eruierbaren Werte der eingelagerten Rohmaterialien sowie die Werte der angesammelten oder ihrer Vollendung entgegen reifenden Producte addiert.

Die industriellen Unternehmungen Triests umfassen: 7 Fabriken von Maschinen und mechanischen Objecten, 5 Teigwarenfabriken, je 3 Papier-, Seilerwaren-, Seifenfabriken und 3 Etablissements zur Verarbeitung von Fetten und ätherischen Ölen, je 2 Mehlmühlen, Bier-, Chocolate- und Lederfabriken; weiters je eine Fabrik für Asphaltproducte, Brantwein- und Cognacdestillation, Kaffeesurrogate, Ceresin, Droguenmahlerei (Leinöl, Farbholzraspelei, Ölfarben), Essig, Leuchtgas, Korke, Krystalleis, Linoleum, Liqueurdestillation, Erzeugung marinierten Aales, Papierwaren und Cartonage, Schrot, Sodawasser, Wachskerzen und Zwieback; dann die Hochöfen der krainerischen Industriegesellschaft, die Reisschälfabrik, die Wasserleitungsgesellschaft, die Triester Kaffeeverlese-Actiengesellschaft, die Tramwaygesellschaft und das Lloyd-Arsenal.

Der Österreichische Lloyd ist nach wie vor die bedeutendste Schiffahrtsgesellschaft in Triest; er besaß im Jahre 1897 (ohne Schlepptender) 70 Dampfer mit einem Buchwerte von 15,929.250 fl. Nach einer langen Periode des Stillstandes beginnt der Lloyd dank der staatlichen Subvention und der rührigen Leitung wieder aufzublühen; so stieg der erzielte Reingewinn von 250.072 fl. (im Jahre

1896) auf 402.394 fl. im Jahre 1897, und zahlreiche Anzeichen sprechen dafür, dass dieses Aufblühen sich festigen und zunehmen werde.

Die im Triester Handelsverkehre arbeitenden Capitalien können nicht einmal approximativ zusammengestellt werden, weil sich die Höhe der zahlreichen auf diesem Gebiete thätigen Capitalssätze statistischer Controle entzieht; es dürfte aus dem Grunde der Hinweis genügen, dass der Wert der Gesammtwarenbewegung im Jahre 1896 laut der „Statistik des Triester Handels“, welche von der dortigen Handels- und Gewerbekammer herausgegeben wird, 640,969.288 fl. ö. W. erreichte, und dass diese Bewegung im letztverflossenen Jahre, dessen Handelsstatistik bisher noch nicht erschienen ist, jedenfalls eine beträchtliche Steigerung erfahren hat.

Der Triester Schiffsverkehr weist folgende Zahlen auf:

	1887		1896	
	eingelaufen	ausgelaufen	eingelaufen	ausgelaufen
Segler	4369	4450	3127	3172
Dampfer	3664	3678	5607	5601
zusammen	8033	8128	8734	8773
mit Tonnen	1,384.877	1,393.524	1,780.888	1,885.707

Ein Vergleich dieser Zahlen enthebt von deren Commentar.

Der zweitwichtigste Seehafen der österreichischen Küste ist Spalato, welches hoffentlich in Bälde durch die nach Bosnien-Hercegovina ausgestaltete Eisenbahnverbindung sich neuer und erfolgversprechender Förderung erfreuen wird. Die Schiffahrtsbewegung Spalatos im Jahrzehnte 1886 bis 1895 stellt sich folgendermaßen dar:

Segler.

1886:	948 mit	22.285 Tonnen
1895:	927 „	20.462 „

Dampfer.

1886:	1091 mit	279.108 Tonnen
1895:	2171 „	546.229 „

Die Segler weisen somit eine ganz unbedeutende Abnahme, der Dampferverkehr hingegen sowohl an Zahl als an Tonnengehalt eine Verdoppelung auf. Die Gesammtwarenbewegung dieses Hafens betrug im Jahre 1895 34.946 Tonnen, das sind um 7160 Tonnen mehr als im Jahre 1886, und ist diese Zunahme der erhöhten Ein- und Ausfuhr von Mais, Mehl, Bier, Alkohol, Gewebe und Manufacturen, Eisen- und Stahlwaren, Holzwaren, Mineralöl, Vitriol,

Olivenöl, getrocknetem Obste, Schlacht- und Zugvieh und Wein zuzuschreiben.

Die Eisenbahnstation Metkovich, am Flusslaufe der vor wenigen Jahren regulierten Narenta gelegen, verzeichnet folgende Schiffahrtsbewegung:

Segler.

1886:	86 mit	3298 Tonnen
1895:	85 „	2999 „

Dampfer.

1886:	495 mit	48.939 Tonnen
1895:	707 „	89.564 „

Hieraus erhellt, dass der Seglerverkehr, welcher während der Flussregulierung bedeutend gestiegen war (1890: 141 mit 4518 Tonnen), wieder auf seinen früheren Umfang gesunken ist, der Dampferverkehr aber infolge der Vollendung der Regulierungsarbeiten erheblich zugenommen hat. Die Güterbewegung von Metkovich hat sich nach den statistischen Zusammenstellungen der Triester Börsedeputation und der Triester Handels- und Gewerbekammer von 7843 Tonnen im Jahre 1890 auf 37.859 im Jahre 1895 vermehrt, somit vervierfacht; an dieser geradezu auffallenden Steigerung betheiligen sich die Ein- und Ausfuhr von Kaffee, Feigen, Agrumen, Zucker, Mehl, Reis, Olivenöl, Alkohol, Wein, Mineralöl, Steinmetzarbeiten, Maurer- und Dachziegeln, Posamentier- und Bandwaren, Eisen in Stäben und Stahl, Werkholz, Braunstein, Steinkohlen und Fassdauben. Wenngleich die Narentaregulierung nicht allein für die Verkehrssteigerung maßgebend war, so hat sie letztere jedenfalls beträchtlich erleichtert.

Das sicherste Kennzeichen für die Hebung des allgemeinen Wohlstandes an der österreichischen Küste liegt im Passagier- und Warenverkehre der einzelnen Küstenorte untereinander. Der Österreichische Lloyd, welcher seinerzeit fast das einzige in Betracht kommende Verkehrsmittel unserer Küste war, beförderte im Jahre 1887 längs derselben 97.971 Passagiere; diese Zahl stieg bis zum Jahre 1891 (129.153 Personen) an und sank dann allmählich wieder auf 82.659 im Jahre 1896 herab. Die Verminderung des Passagierverkehres des Lloyd ist aber der umfangreichen und anwachsenden Concurrenz anderer Unternehmungen, namentlich der Ungarisch-Croatischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zuzuschreiben; die Unternehmungen Topić und Rismondo geben ihren jährlichen Passagierverkehr mit rund je 24.000, die rührige und strebsame „Ragusea" (einschließlich der Fahrten nach

Bari und Scutari) mit rund 20.000 an. Es ist sonach mit Sicherheit anzunehmen, dass sich der Personenverkehr entlang die Küste im letzten Jahrzehnte verdoppelt hat. Der gegenseitige Warenverkehr der Küstenorte untereinander erfreut sich gleichfalls steigender Tendenz, wenngleich in bescheidenerem Maße als jener der Personen. Nach den Publicationen der Triester Börsedeputation betrug 1885 die Einfuhr in österreichischen Häfen aus dem Herkunftsland Österreich-Ungarn unter vaterländischer Flagge 247.216 Tonnen und die Ausfuhr nach dem Bestimmungslande Österreich-Ungarn unter derselben Flagge 784.751 Tonnen, während sich die analogen Ziffern pro 1895 auf 316.630 Tonnen, beziehungsweise auf 825.992 Tonnen stellten.

Die Schiffbauthätigkeit der österreichischen Küste steht unter dem segensreichen Einflusse der vor wenigen Jahren zu ihrer Unterstützung und Belebung geschaffenen Gesetze; denn abgesehen vom Baue der k. und k. Kriegsschiffe auf den Werften des „Stabilimento tecnico triestino" und des Seearsenales in Pola, welcher auch für sich allein genommen ein berücksichtigungswertes wirtschaftliches Schaffungsgebiet darstellt, weist die Schiffbaustatistik des letztverflossenen Jahres im Vergleiche zu jener des Jahres 1888 das Vierfache im Tonnengehalte und mehr als das Sechsfache im Werte der construierten Schiffe aus. 1888 wurden auf österreichischen Werften 16 große Segelschiffe, 169 Segel-Küstenfahrer und 5 Dampfer mit zusammen 2587 Tonnen im Werte von 359.015 fl., 1897 hingegen 12 große Segler, 350 Segel-Küstenfahrer und 7 Dampfer mit zusammen 10.099 Tonnen im Werte von 2,265.526 fl. erbaut. An der Bauthätigkeit des Jahres 1897 participieren die maritimen Bezirke Istriens, in denen 11 Schiffsstapel und 17 Bootsstapel bestehen, mit 9489 Tonnen und 2,219.705 fl. Wert, der Rest vertheilt sich auf die maritimen Bezirke Dalmatiens, wobei jene von Zara und Spalato stark gegen den von Ragusa zurücktreten.

An der Spitze der Schiffbauetablissements steht das „Stabilimento tecnico triestino", welches 2200 Arbeiter beschäftigt, musterhaft geleitet wird und den weitestgehenden Anforderungen zu genügen vermag; das Actiencapital der Gesellschaft wurde im Jahre 1897 von 1·5 Millionen auf 3 Millionen Gulden erhöht und diese Capitalsvermehrung für den Ankauf, die Neueinrichtung und den Betrieb der Werfte S. Marco bei Triest verwendet, welche erst kürzlich einen für russische Rechnung erbauten Dampfer vom Stapel ließ. Die vom „Stabilimento" gezahlte Dividende, welche 1890 und 1891 je 4% des

Actiencapitales betrug, erhöhte sich 1892 auf $4^1/_2$% und blieb 1893 bis 1897 constant bei 5%. Über das investierte Capital der übrigen Werften liegen genauere Daten nicht vor, da bei denselben durchgehends kleine Privatbetriebe in Betracht kommen; für die istrianischen Werften, welche im Mittel 307 Arbeiter beschäftigen, läßt sich das angelegte Capital auf 201.500 fl. schätzen, und es entfallen hiervon 130.000 fl. auf die anerkannt vorzüglichen, den technischen Neuerungen Rechnung tragenden Werften in Lussinpiccolo.

Weniger erfreulich ist die geringe Betheiligung der österreichischen Rheder (oder besser gesagt: des österreichischen Capitales im Wege der Rhederei) an dem Streben, den an allen Theilen der Erde gesteigerten Warenverkehr für die nationale Schiffahrt durch Vermehrung der Handelsflotte nutzbar zu machen. Wenngleich rationell betriebene Segelschiffahrt noch immer beträchtlichen Nutzen abwerfen kann, schreitet doch die Verdrängung des Seglers durch den Dampfer allüberall unaufhaltsam fort; bedauerlich ist es, daſs bei uns wohl eine Abnahme der Segelschiffe, doch nur eine unzureichende Zunahme der Dampfer zu constatieren ist. Vergleicht man den Stand der österreichischen Handelsflotte am Eingang und am Ende des letzten Jahrzehnts, so gelangt man zu folgenden Conclusionen: bei den Schiffen weiter Fahrt steht einer Verminderung um 80 Segelschiffe eine Vermehrung um 37 Dampfer und eine wenig bedeutende Zunahme des Tonnengehaltes entgegen; die große Cabotage verzeichnet in beiden Schiffsclassen starke Ausfälle (23 Segler und 8 Dampfer weniger) und eine Reduction des Tonnengehaltes auf beinahe die Hälfte; die kleine Cabotage hat bei annähernd gleich gebliebenem Tonnengehalte als Ersatz für die Abnahme von 58 Seglern eine Vermehrung um 15 Dampfer erfahren, wobei sich, was mit Befriedigung hervorgehoben werden soll, der Tonnengehalt der letzteren gleichzeitig fast verdoppelte; die Fischerfahrzeuge vermehrten sich um 671.

Österreich besaß am Ende des Jahres 1897:

weite Fahrt:	95 Dampfer,	47 Segler	mit	zusammen	159.031 Tonnen
große Cabotage:	21 „	26 „	„	„	9.027 „
kleine Cabotage:	63 „	1453 „	„	„	21.686 „

Fischerfahrzeuge: 3147.

Die Gesammtzahl der Bemannung der Schiffe der drei erstgenannten Gruppen belief sich auf 7835, jene sämmtlicher

zur See Erwerb Suchenden (Fischer, Bootsführer 2c.) auf 32.082 Köpfe.

In industriellen Etablissements der Küste sind insgesammt 60.000 Personen beschäftigt.

Wie schon aus der vorher angeführten Zunahme der Fischerfahrzeuge geschlossen werden kann, beginnt seit einiger Zeit das allgemeine Interesse für den Fischreichthum unserer Küste zu erwachen, welcher bei zielbewusstem Vorgehen, richtiger Ausnützung und entsprechender Förderung noch ganz außerordentlich zur Hebung des Nationalwohlstandes der Küstenbevölkerung beitragen wird.[1])

Die österreichische Seefischerei beschäftigte nach der officiellen Statistik für das Jahr 1896 bis 1897 im ganzen 12.133 Fischer, deren Boote 605.368 fl. und deren Netze und Fischereigeräthe 1,338.400 fl. Wert erreichen; während sich der Bruttoertrag vor 15 Jahren auf 1.95 Millionen bezifferte, nahm er seither bis zur Höhe von 2·4 Millionen Gulden zu.

Den wirtschaftlich wichtigsten Theil unserer Seefischerei bildet der Sardellen(Anchovis)fang, welcher meist mittelst Standnetze, seltener mittelst Zugnetze ausgeführt wird; 1891 bis 1895 lieferte nach der officiellen Statistik der Sardellenfang in Istrien und Dalmatien ein jährliches Gesammtergebnis von 2·4 Millionen *kg* im Werte von 642.300 fl., der Anchovisfang 296.000 *kg* im Werte von 73.600 fl. An Bedeutung zunächst steht der Fang des Thunfisches, welcher in manchen Jahren der einträglichste ist; er erreichte während des vorgenannten Quinquenniums eine jährliche Durchschnittssumme von 238.000 *kg* im Werte von 90.000 fl.

Dem Berichte über die künstliche Fischzucht Grados, welchen die „Österr.-Ungar. Revue“ im 3. Hefte des 22. Bandes brachte, ist nichts beizufügen, dagegen hat der als Autorität bestens bekannte Verfasser dieses und des vorhergehenden Artikels „Die österreichische Seefischerei und ihre wirtschaftliche Bedeutung“ (19. Band, 1. Heft) vollauf rechtbehalten, als er der künstlichen Austernzucht an unserer Küste ein günstiges Prognostikon stellte (S. 17). Die jährliche Production der Auster hat sich seither von 476.000 auf 705.500 Stück erhöht, der Wert dieser Ausbeute stieg von 12.000 auf 15.000 fl.; eine weitere Zunahme des Consums der vaterländischen Auster ist mit Sicherheit zu

[1]) Siehe die früheren Artikel der „Österr.-Ungar. Revue“: 19. Band, 1. Heft, Anton Krisch, „Die österr. Seefischerei und ihre wirtschaftliche Bedeutung“; 22. Band, 3. Heft, vom selben Verfasser „Grado“.

gewärtigen, da sich speciell Ungarn, Bosnien und die Hercegovina als gute Abnehmer erweisen. Die Billigkeit und köstliche Qualität der adriatischen Auster wird ihr mit der Zeit auch den Wiener Markt erobern, welcher gegenwärtig noch unter dem Vorurtheile steht, dass sie minderwertig sei: ist es unseren Gourmands bekannt, dass ein österreichischer Austernexporteur in Jagnina[1]) das gewiss reich versorgte Pariser Absatzgebiet zu seinen wichtigsten Abnehmern zählt?

Mit dem Stande der Seefischerei läuft jener der Conservenfabriken in paralleler Linie; an der österreichischen Küste sind bereits 17 solche Etablissements thätig, und erzeugten sie sowie die Fischer selbst im Quinquennium 1892 bis 1896 Fischconserven im Werte von 6,886.397 fl. Der Mengendurchschnitt der innerhalb eines Jahres hergestellten Conserven beträgt:

gesalzene Fische	*kg*	1,465.001
in Öl eingelegte Sardellen	*Dosen*	2,578.755
marinierte Aale	*kg*	174.783

Es kommen beispielsweise im Sommer jedes Jahres etwa 200 Fischer aus Comisa (Insel Lissa) nach dem kahlen Felseneilande Pelagosa und fangen vorwiegend Sardellen und Anchovis, welche sie sofort einsalzen und in Fässer legen; mehrere tausend Fässer werden im Laufe der Saison bereitet, jedes derselben enthält 1200 bis 2000 Sardellen oder 150 bis 400 Anchovis.

Nicht unerwähnt bleibe die außerordentlich ersprießliche Thätigkeit des Triester Vereines für Fischfang und Fischzucht, welchen das k. k. Handelsministerium mit 5000 und das k. k. Ackerbauministerium mit 500 fl. subventionieren; sein zielbewusstes und mühevolles Wirken trägt mächtig zum Aufschwung der Seefischerei bei.

Die Salzgewinnung aus den Seesalinen der österreichischen Küste wird fast ausschließlich von Privaten betrieben; das Jahresmittel der Production beträgt in Capodistria 80.000, in Pirano 250.000, auf den dalmatinischen Inseln Pago und Arbe 75.000 metrische Centner, die Einlösungssumme des gewonnenen Seesalzes belief sich 1897 auf 1,709.000 fl.; 2600 Personen fanden hierbei ihren Lebensunterhalt.

Bedeutende Summen, welche einst ins Ausland giengen, werden seit einer Reihe von Jahren durch unsere neu entstandenen Curorte und Seebäder in der Monarchie zurückgehalten; Abbazia erweitert sich immer mehr zu einer reizvollen österreichischen Riviera, die große Zahl der daselbst erbauten Villen, Pensionen, Hotels 2c. entspricht

[1]) Auf der Halbinsel Sabbioncello, Dalmatien.

dem gesteigerten Besuche wohlhabender Gesellschaftskreise, das benachbarte Fiume participiert als Ressourcestation an dem wirtschaftlichen Einflusse des Fremdenverkehres. Die Südbahnhotels in Abbazia, welche eine gut prosperierende Capitalsanlage darstellen, wurden seitens der Internationalen Schlafwaggon-Gesellschaft gegen einen jährlichen Pachtschilling von 160.000 fl. vorläufig für 25 Jahre übernommen; der Gesellschaft bleibt das Ankaufsrecht gewahrt, und beträgt der hierfür vertragsmäßig festgesetzte Preis derzeit 3·2 Millionen, doch kann sich letzterer mit den Jahren bis 4 Millionen steigern. Die seit langem geplante Eisenbahn-Zweigstrecke Mattuglie-Lovrana, die vor der Hand bis Ika geführt werden soll, die Erweiterung des Hafens von Lovrana zu einem sicheren Ankerplatze für die das Adriatische Meer alljährlich besuchenden Yachten sind fernere Factoren für das Aufblühen unserer Riviera.

Die Seehospize in Grado und Rovigno, die Mutterlaugenbäder in Porto-Rose bei Pirano haben Tausenden Genesung oder Besserung ihrer Leiden gebracht; das selbst Minderbemittelten zugängliche Lussinpiccolo zählt bereits zu den beachtens- und nennenswerten Curorten. Süddalmatien, welchem eine directe Bahnverbindung mit der Monarchie noch immer fehlt, zeichnet sich durch ein ganz außerordentlich gutes, mildes Seeklima aus, dessen Segnungen die Curortegesellschaft „Cattaro-Ragusa" weitesten Kreisen nutzbar machen will; diese Gesellschaft errichtete in Ragusa mit einem Aufwande von 600.000 fl. ein Hotel, welches das erste Betriebsjahr 1896/97 zwar mit einem kleinen Deficit abschließen dürfte, doch schon im Frühjahre 1898 eine tägliche Frequenz von 50 bis 60 Personen aufzuweisen hatte.

Der Weinbau der österreichischen Küstenprovinzen, welchem der Phylloxera und der italienischen Weinzollclausel wegen ein starker Rückgang prophezeit wurde, hat selbst Optimisten zufriedengestellt, in Dalmatien unbedeutend abgenommen und sich in Istrien verdoppelt; 1876 producierte Dalmatien 1,389.823 *hl*, 1896 1,354.980 *hl*, Istrien hingegen in diesen beiden Jahren 143.433, beziehungsweise 274.754 *hl*.

Ungünstiger gestaltete sich die Ölproduction, welcher in Südtirol und Görz heimische Concurrenten mit vortrefflichen Erzeugnissen erstanden; die Menge des in Istrien gewonnenen Olivenöles stieg zwar von 15.544 (1876) auf 19.300 (1896) metrische Centner, Dalmatien gieng aber von 245.500 (1876) auf 113.895 (1896) metrische Centner zurück. Der bedeutende Ausfall wird durch schlechte Erntejahre,

irrationelle Behandlung der Bäume, abnehmendes Interesse der Bevölkerung an der Production und Überflügelung des Productes in der Güte erklärlich; das k. k. Ackerbauministerium ist seit längerer Zeit bemüht, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, und die im Budget dieser Centralstelle zur Heranziehung von Ölbaumcultivatoren und zur Hebung des Productes gewidmeten 14.000 fl. werden hoffentlich der wünschenswerten Vermehrung der Ölgewinnung nachhaltigen Impuls verleihen.

Eine theilweise Compensation für den Rückgang der Ölproduction Dalmatiens bilden in diesem Kronlande zwei andere Erwerbszweige der Bodencultur: der Tabak- und Chrysanthemumbau. Die Tabakproduction namentlich ist von 1353 (1876) auf 11.985 (1896) metrische Centner gestiegen, die Chrysanthemumpflanzungen, sämmtlich in relativ jüngster Zeit entstanden, lieferten 1896 schon 7708 metrische Centner.

Fiume zählte noch vor 30 Jahren nur 16.000 Einwohner, seine Einfuhr betrug damals 6·2 Millionen, während die heute zu gewaltigem Umfange angewachsene Ausfuhr sich auf 5·5 Millionen stellte; die Dampferverbindung, von der Lloydgesellschaft besorgt, war auf drei wöchentliche Fahrten beschränkt, die Großindustrie des Littorales umfasste eine Papierfabrik, eine Maschinenfabrik (nachmals in die Torpedofabrik umgestaltet), eine Turbinenmühle und die staatliche Tabakfabrik. Die zu jener Zeit in Bau gelegten Eisenbahnen Fiume-Karlstadt und Zákány-Agram, dann der 1870 begonnene Hafenbau, für welchen 13·2 Millionen decretiert wurden, trugen zum Aufblühen Fiumes mächtig bei. Eine wichtige Unterstützung fand letzteres in der energischen Thätigkeit der 1878 errichteten Filiale des Speditionshauses Schenker & Co., welches später mit einer Glasgower Firma die „Adria Steamship Co.", die heutige k. ung. Seeschiffahrtsgesellschaft „Adria" gründete.

1880 erreichte der Warenumsatz Fiumes 29·7 Millionen, er steigerte sich im folgenden Decennium um den ganz ungewöhnlichen Betrag von 38·64% und betrug 1896 — nach hoffentlich nur vorübergehendem Rückgange gegen die beiden letzten Jahre — 93,725.745 fl. Das Jahr 1880 bezeichnet den Beginn des raschen wirtschaftlichen Aufschwunges, welchem die zielbewusste Bahnverkehrspolitik der transleithanischen Regierung, die Fahrten der „Adria" nach dem Westen des Continents und das erwachende Interesse der Allgemeinen Ungarischen Creditbank als treibende Ursachen zugrunde lagen; in diese Zeit fällt die Gründung der Reisschälfabrik und einer ausgedehnten Petroleumraffinerie. Später

entstanden noch (1884) zwei Dampfschiffahrtsgesellschaften für den adriatischen Dienst (Svrljuga und Co., Schwarz und Prister), 1887 die Fiumaner Creditbank, 1889 ein mächtiger Elevator und Kornspeicher durch die neu errichtete Filiale der Ungarischen Escompte- und Wechslerbank; 1891 erfolgte die Constituierung der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Oriente" und die Verschmelzung der Linien Svrljuga & Co. und Krajacz & Co. zu der Ungarisch-Croatischen See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft.

Die am 1. Juli 1891 nach 174jährigem Bestande verfügte Auflösung des Freihafens blieb ohne nachtheiligen Einfluss auf den Handelsverkehr, da neben der aufblühenden Agrumeneinfuhr der Import italienischen Weines einen ungeahnten Umfang erreichte. In die nächste Zeit fällt auch die Gründung der Schiffswerfte Howaldt & Co., der Fiumaner Schwimmdock-Actiengesellschaft und in das Jahr 1896 jene der sehr florierenden Cacao- und Chocolatefabrik, welche letztere unter der Ägide der Fiumaner Creditbank steht.

Der gegenwärtige Buchwert der ungarischen Dampferflotten stellt sich, wie folgt:

k. ung. See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft „Adria" (24 Dampfer) 8,030.338 fl.

See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft „Ungaro-Croata" (21 Dampfer, 3 im Baue) 1,948.048 fl.[1])

See-Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Oriente" (3 Dampfer) 1,000.000 fl.

Firma Leopold Schwarz (3 Passagierdampfer) 591.000 fl.

Die industriellen Etablissements der Stadt Fiume und ihres Gebietes vereinigen bedeutende Capitalien, und stellen sich letztere bei den Actiengesellschaften, wie folgt:

das Schwimmdock 300.000 fl. (elevierbar bis zu einer Million).

Fiumaner Möbelfabrik 400.000 fl.

Chemische Productenfabrik 200.000 fl.

Actiengesellschaft „Quarnero" 1,250.000 fl.

Chocolatefabrik 200.000 fl.

Reisschälfabrik 800.000 fl.

Petroleumraffinerie 2,200.000 fl. (Das Actiencapital dieses Etablissements ist auch dem Betriebe von anderen, in der Monarchie vertheilten Anlagen derselben Gesellschaft gewidmet.)

Im Jahre 1896 erreichte der Fiumaner Schiffsverkehr nachstehende Höhe:

---

[1]) Ohne die im Baue befindlichen Schiffe.

Eingelaufen sind

4665	Dampfer	mit	1,004.613	Tonnen Tragfähigkeit
2491	Segler	„	108.902	„ „

Ausgelaufen sind

4654	Dampfer	mit	997.425	Tonnen Tragfähigkeit
2457	Segler	„	109.840	„ „

Für die Nützlichkeit der gegründeten ungarischen Seedampfschiffahrtsgesellschaften, deren Leistungsfähigkeit und Thätigkeit mögen folgende Ziffern sprechen. Die „Adria" schloss das Geschäftsjahr 1897 mit einem Reingewinn von 426.844 fl. ab, welcher das vorhergehende Jahr um 61.387 fl. übersteigt; auf die Einfuhr entfielen 92.396, auf die Ausfuhr 180.075 und auf den Zwischenhafenverkehr 357.556 Tonnen. Die Dampfer der Gesellschaft traten 261 Fahrten von Fiume an und vollführten 260 Fahrten nach dem Mutterhafen zurück; die zurückgelegten Seemeilen betragen 921.108. Mit Einrechnung der Superdividende verzinste sich das Actiencapital mit 12%. Die „Ungaro-Croata" zahlte für das Jahr 1896 den Actionären 7% Dividende aus.

Der Seefischerei bringen die Bewohner des ungarischen Littorales nur wenig Interesse entgegen; sie beschränken sich auf den Thunfisch- und Hummerfang und überlassen die Hochseefischerei den Chioggioten. Die Regierung ist daher bestrebt, die Gründung eines Consortiums herbeizuführen, welches die Theilnahme am Fischfang im Golfe von Fiume den Connationalen zuwenden soll; von der Fiumaner Seebehörde gemachte Versuche, kleine Dampfer für die Hochseefischerei zu verwenden, ergaben bisher ungünstige Resultate, der Preis der Ausbeute stellte sich zu hoch.



Am Schlusse der Ausführungen angelangt, welchen es hoffentlich gelungen ist, stichhältige Beweise für das an der Küste Geleistete zu erbringen, sei diesen Zeilen noch gestattet, mit kurzen Worten die Zukunft zu berühren.

Die zur Hebung des Schiffbaues und der Seeschiffahrt eingeleiteten Maßnahmen scheinen speciell in Österreich günstige Erfolge erzielt zu haben, die staatliche Unterstützung des Seehandels, der Bodencultur und Seefischerei wird auch weiterhin zum allmählichen Aufschwunge der Küstenprovinzen beitragen.

Ein rascheres Aufblühen ist aber nur dann zu gewärtigen, wenn das Binnenland auf den seit kurzer Zeit eingeschlagenen Wegen verharrt. Die Überzeugung, dass der wichtigste Grundstein der wirtschaft-

lichen Zukunft unserer Monarchie an der Küste liegt, dass der lang vernachlässigte Export auf dem Seewege aufgegriffen werden muss, beginnt sich erfreulicherweise siegreich Bahn zu brechen, und es ist zu hoffen, dass den Wünschen und goldenen Rathschlägen der jüngsten Enquêten recht bald auch die praktische Durchführung folgen werde.

Wenn wir keine Meeresküste besäßen, so müssten wir sie heute erringen; dies wäre eine Lebensfrage für den Staat, welcher so ganz anders gestaltet ist als die Schweiz und des Meeres dringend bedarf. Da Österreich-Ungarn aber mit dem Besitze einer prächtigen Küstenentwicklung gesegnet ist, so muss diese erhalten, die Kriegsflotte gekräftigt, die Handelsflotte unterstützt werden; auf alle Fälle müssen wir den Exporthandel, die Seeschiffahrt und die am Meere liegenden Provinzen mehr beachten, als es bisher geschah. Unsere tüchtigen Seeleute, die ruhmreiche Flotte, die rührigen Schiffbauer in Triest, Lussin und Ragusa, endlich der Lloyd, die Adria und die kleineren Rhederfirmen werden dann den Beweis erbringen, dass sie auch der geänderten Sachlage gewachsen sind.

Flottenausbau, Colonialgesellschaft, Exportakademie, Enquêten, Reorganisation des Consularwesens, beginnende „Entdeckung“ Dalmatiens – die Anzeichen mehren sich, dass Versäumtes nachgeholt werden soll. Wer die letzten Jahre nicht verträumte, sieht klar in die Zukunft:

An der adriatischen Küste sind jene Fäden zu suchen, aus denen in den kommenden Zeitläuften die Wohlfahrt und die Größe der alten Habsburger Monarchie gewoben werden wird.



Unser Währungs- und Münzwesen während der letzten fünfzig Jahre.

Mit zwei Kunstbeilagen.

Von Dr. Josef Clemens Kreibig,

Wien. Professor an der Wiener Handelsakademie.

(Fortsetzung.)

13. Seit dem Frühjahre 1852 mehrten sich die Anzeichen einer entscheidenden Besserung der Verhältnisse. Das Agio verminderte sich auf 8%, und die Scheidemünze, später auch die Courantmünze, verließ nach und nach ihre Verstecke. Die Beruhigung der Finanzkreise gieng mit

frischen Bestrebungen zur Heilung der Wunden, welche der Krieg und die innere Zerrüttung geschlagen hatten, Hand in Hand.

Wie sehr bis dahin die Regierung mit schweren Sorgen von einem Tag auf den nächsten erfüllt gewesen, zeigt am deutlichsten der Umstand, dass erst im Jahre 1852 Münzen mit dem Bilde des Kaisers Franz Josef erschienen.[1]) Die seit dem Regierungsantritte unseres Monarchen geschlagenen Stücke wurden nämlich entweder bloß mit Wertbezeichnung und Wappen oder mit der Büste des Kaisers Ferdinand versehen, da die mit Aufgebot aller Kräfte arbeitenden Münzstätten einfach die alten Prägestempel benützen mussten. Erst Ende 1852 ließ Minister Baumgartner für Sammlungen und hohe Persönlichkeiten eine beschränkte Anzahl von Stücken mit den Jahreszahlen 1848 bis 1851 schlagen, welche Stücke das Bild des Münzherrn trugen.

Nun konnte man auch an Neuerungen in den Ausmünzungsvorschriften denken. Vor allem galt es da, das verworrene Scheidemünzwesen gründlich zu regeln, zu welchem Zwecke eine kaiserliche Verordnung vom 7. April 1851 (R. G. Bl. Nr. 125) erschien. Derselben zufolge wurden geprägt:

Kupferstücke	zu	3	Kreuzer,	$3^3/_4$	Quentchen schwer
"	"	2	"	$2^1/_2$	" "
"	"	1	"	$1^1/_4$	" "
"	"	$^1/_2$	"	$^5/_8$	" "
"	"	$^1/_4$	"	$^5/_{16}$	" "

Sämmtliche Stücke waren wesentlich kleiner und leichter als die bisherigen gleicher Benennung, die sich als entschieden zu plump erwiesen hatten. Die Reform soll (nach C. v. Ernst) vom unförmlichen Dreierstück ausgegangen sein, dessen Gewichtsverringerung auch die Herabsetzung des Schrotes der niedrigeren Stufen forderte. Die ganze Operation war übrigens mit einem erklecklichen Münzgewinn für die Regierung verbunden, da nach den neuen Vorschriften 170 fl. 40 kr. Nennwert[2]) auf den Wiener Centner Kupfer gegen 106 fl. 40 kr. seit 1816 giengen.

---

[1]) Vgl. C. v. Ernst, Das Münzwesen unter Kaiser Franz Josef I., S. 11 und 12.

[2]) Nobacks diesbezügliche Ziffer 170 fl. 26 kr. beruht, wie wir beim Durchsehen der Verordnung im R. G. Bl. feststellen konnten, auf einem Irrthum.

Um die Kupfermünzen des lombardo-venetianischen Königreiches in Übereinstimmung mit dem für das übrige Reich geltenden System zu bringen, verfügten eine kaiserliche Entschließung vom 3. Februar 1852 und eine Finanzministerialverordnung vom 28. Juli 1852 die Neuausprägung von Kupferstücken zu 15 Centesimi (wie 3 Kreuzer), 10 Centesimi (wie 2 Kreuzer), 5 Centesimi (wie 1 Kreuzer), 3 Centesimi ($^3/_4$ Quentchen wiegend) und 1 Centesimo ($^1/_4$ Quentchen wiegend).

Eine wichtige, das Courantmünzsystem betreffende Neuerung fällt in dieselbe Zeit. Das kaiserliche Decret vom 29. April 1852, dessen Giltigkeit sich auch auf Lombardo-Venetien erstreckte,[1] und der ausführende Finanzministerialerlass vom 31. Juli 1852 (R. G. Bl. Nr. 158) änderten das bisherige veraltete Mischungsverhältnis der Hauptmünzstücke von 13 Loth 6 Gräns oder $833^1/_3{}^0/_{00}$ auf das inzwischen in Westeuropa üblich gewordene von $900^0/_{00}$ ab, behielten jedoch das alte Feingewicht bei, so dass die Münzen kleiner, leichter und schöner wurden, im Werte aber den älteren Stücken gleichkamen. Die neue Legierungsbestimmung betraf die Conventionsthaler, Gulden, 20 und 10 Kreuzerstücke, welche Münzen nunmehr in ihrem Schrot und Korn mit den entsprechenden lombardo-venetianischen zu 6 Lire (Scudo), 3 Lire, 1 und $^1/_2$ Lira (seit 1823 bereits $900^0/_{00}$ fein) genau übereinstimmten. Nach den neuen Normen wurden ferner die Denkmünzen (Thaler und Gulden) anlässlich der Vermählung des Kaiserpaares am 24. April 1854 geschlagen.

14. Neben den schweren Belastungen des Staatsschatzes mit Papiergeld während der Revolutions- und Kriegsjahre war auch die Schuld der Regierung an die Bank in bedenklicher Weise gestiegen und hatte Ende 1849 über 205 Millionen Gulden erreicht. Um diese Schuld, welche aus den verschiedenartigsten Titeln stammte, doch wenigstens theilweise zu consolidieren, traf Finanzminister Krauß am 6. December 1849 ein Übereinkommen mit der Bankleitung, dem zufolge alle Posten mit Ausnahme jener in Wiener Währung und der $3^0/_0$igen Centralcasseanweisungen in eine einzige $2^0/_0$ige Schuld von 97 Millionen Gulden zusammengezogen und deren ratenweise Tilgung zugesichert wurde.

Eine neuerliche Zusammenfassung brachte das Übereinkommen vom 23. Februar 1852. Die Staatsverwaltung schuldete nunmehr

[1] Ein Staatsvertrag vom 5. Juni 1852, R. G. Bl. Nr. 146, decretierte die Zoll- und Münzeinigung mit dem souveränen Fürstenthum Liechtenstein, dessen Geldwesen von jener Zeit an dauernd mit Österreich verknüpft blieb.

noch $71\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, zu 2% verzinslich, und verpfändete zur Sicherstellung dieses Betrages die Salinen in Gmunden, Aussee und Hallein an die Bank.

Ein dritter Vertrag mit der Bank vom 23. Februar 1854 (R. G. Bl. Nr. 45) sollte endlich eine definitive Regelung des gesammten Papiergeldwesens anbahnen. Nach diesem Vertrage hatte die Bank die gesammten Staatsnoten aller Emissionen gegen Banknoten einzuziehen, wogegen die Staatsverwaltung eine jährliche Ratenzahlung von 10 Millionen Gulden in Silber zusagte. Zur Sicherstellung der Raten sollten die Zölle herangezogen werden. Die jetzt auf 268 Millionen angewachsene Schuld des Staates an die Bank wäre nach dem Programm der Regierung durch ein Nationalanlehen bis auf 80 Millionen zu tilgen gewesen. Die Wiederaufnahme der Barzahlungen sollte das Werk krönen.

Die Bank erfüllte ihre Zusagen so gewissenhaft, dass sie bis 1. August 1854 nicht weniger als 118·2 Millionen Gulden Staatspapiergeld verschiedener Emissionen eingelöst hatte, so dass sich nur noch der erträgliche Rest von 31·7 Millionen im Umlauf befand.

Die Regierung ihrerseits eröffnete die Subscription auf ein Lotterienationalanlehen von 350 bis 500 Millionen, welche glänzenden Erfolg hatte und sogar überzeichnet wurde.[1]) Mit Patent vom 26. Juni 1854 (R. G. Bl. Nr. 158) gelangte dieses ungeheuere Anlehen zur Ausgabe, und sein Erlös hätte nun nach dem ehrlichen Willen Baumgartners zur Erleichterung der Bankschuld verwendet werden sollen.

Zum Unglücke für unsere schwer geprüften Finanzen brachte jedoch das Frühjahr 1854 den Krimkrieg. Österreich wurde zwar nicht direct in diesen Krieg verwickelt, erlitt aber durch eine kostspielige bewaffnete Neutralität — unsere Truppen hielten ein Vierteljahrlang die Moldau und Dobrutscha besetzt — einen empfindlichen budgetären Ausfall, und so gieng schließlich der Erlös des Nationalanlehens statt in den Barschatz der Bank in Form neuer Vorschüsse in das Kriegsministerium.

So standen die Dinge, als am 10. März 1855 der hochbegabte Staatsmann Freiherr von Bruck (bisher Handelsminister) das Finanzportefeuille übernahm. Brucks nächster Gedanke war auf eine Verbesserung der Lage der Nationalbank gerichtet. Er schloss am 18. Oc-

[1]) 50 Millionen Gulden C.-M. wurden als Staatslotterieanlehen vom 4. März 1854 ausgegeben. Es sind dies die sogenannten „1854er Lose“, von welchen noch immer ein bedeutender Rest im Verkehre ist.

tober 1855 ein Übereinkommen mit der Bank, in welchem die Vergrößerung des Actiencapitales um 50.000 neue Actien zu 700 Gulden,[1]) einzahlbar in klingender Münze, ferner die Schaffung einer eigenen Hypothekarabtheilung vereinbart wurden. Die Durchführung dieses Planes hatte eine wesentliche Verstärkung des Barschatzes des Noteninstitutes zur Folge. Bruck übergab ferner der Bank Staatsgüter im Werte von 155 Millionen zur pfandweisen Verwaltung in der Hoffnung, dass durch deren Erträgnisse eine weitere Entlastung des Schuldcontos eintreten werde.

Bruck erwirkte auch das Patent vom 7. Februar 1856, welches den Zwangscours wenigstens in Betreff von Verträgen in klingender Münze aufhob. Das allmähliche Wiedererscheinen des Silbercourants im Verkehre war die Folge dieser Maßnahmen.

Dass aber eine volle Gesundung des österreichischen Finanzwesens nur von einer Reform vom Grund aus, verbunden mit einem Währungswechsel, zu erwarten sei, war die feste Überzeugung nicht allein der Regierung, sondern aller betheiligten Kreise. Bruck war der Mann dazu, eine solche Reform zum glücklichen Ende zu führen.

Die Wiederkehr der Ordnung im Staatshaushalte benützte Bruck zu einer wichtigen vorbereitenden Maßregel. Eine Finanzministerialverordnung vom 26. März 1856 (R. G. Bl. Nr. 39) berief die Reste sämmtlicher Staatspapiergeldsorten mit 31. August 1856 ein, ausgenommen die ungarischen Münzscheine zu 10 Kreuzer, welche erst mit 30. April 1858 aus dem Umlauf gezogen wurden. Was endlich noch von den Noten in Wiener Währung ausständig war, kam im Zusammenhang mit den neuen Währungsgesetzen durch Patent vom 27. April 1858 (R. G. Bl. Nr. 64) zur Einlösung.

Damit war der Boden für eine völlige Neugestaltung der Dinge geebnet.



Die Periode von 1857 bis 1866.

1. Graf Buol-Schauenstein, der seit 11. April 1852 Ministerpräsident war, legte großen Wert darauf, dass die bevorstehende Valutaregulierung im Anschlusse an eine Convention mit den deutschen

[1]) Die Nationalbank, beziehungsweise Österreichisch-Ungarische Bank besaß

von 1848	bis	1855	Actien	mit	fl. 600 C.-M.
„ 1855	„	1857	„	„	fl. 700 C.-M.
„ 1858	„	1868	„	„	fl. 735 ö. W.
„ 1869	„	1898	„	„	fl. 600 ö. W.

Zollvereinsstaaten durchgeführt werde. Gleichen Sinnes war auch Freiherr von Bruck, dessen Initiative vielleicht der ganze Plan zu danken ist.[1])

Die Sache hatte ihre besondere Vorgeschichte. Nachdem anfangs 1852 der für Österreich und Ungarn gemeinsame Grenzzolltarif an Stelle der früheren inneren Zollinie und des Prohibitivtarifs ins Leben getreten war, handelte es sich darum, in irgendeiner Weise den Anschluss an den deutschen Zollverein zu gewinnen, dessen Gründung durch Preußen wider den Willen Österreichs erfolgt war. Fürst Felix Schwarzenberg hatte gehofft, durch Eintritt in den Verein die aus der Isolierung drohende Gefahr abzuwenden, welchen Plan Preußen mit der Androhung seiner Kündigung beantwortete. So blieb denn dem Nachfolger Schwarzenbergs, Buol-Schauenstein, nichts übrig, als einen für Österreich günstigen Handelsvertrag anzustreben, dessen Zustandekommen Preußen nicht wohl verhindern konnte. In diesem Handelsvertrage, der am 19. Februar 1853 (R. G. Bl. Nr. 207) zum Abschluss kam, erklärten (Art. 19) die contrahierenden Staaten, noch im Laufe des Jahres 1853 über eine allgemeine Münzconvention in Unterhandlung treten zu wollen, und setzten auch einige Hauptlinien der künftigen Vereinbarung fest. Ein besonderes Münzcartel (Anlage IV. zum Handelsvertrage) regelte bereits die gemeinsamen Grundsätze in der strafgesetzlichen Behandlung von Vergehen und Verbrechen in Bezug auf Münzen, Papiergeld und Creditpapiere.

Der Krimkrieg verhinderte die Fortsetzung der Verhandlungen, und erst 1856 trat der erwähnte Münzcongress aller deutschen Staaten in Wien zusammen. Es ist bemerkenswert, dass schon auf diesem Congress die Frage nach dem geeignetsten Währungsmetall lebhaftest erörtert wurde, und dass sich Silberleute und Goldleute einerseits, Monometallisten und Bimetallisten andererseits schroff gegenüber standen. Eine starke Partei im Congresse empfahl die reine Goldwährung,[2]) deren Durchführung umso leichter schien, als sich seit 1848 ein starker Goldstrom aus Californien und später aus Australien nach

[1]) Finanzminister während dieser Periode: Karl Ludwig Freiherr von Bruck vom 10. März 1855 bis 22. April 1860, Dr. Ignaz Edler von Plener Leiter vom 22. April 1860 bis 20. October 1860, derselbe definitiv vom 20. October 1860 bis 27. Juli 1865, Johann Graf Larisch-Mönnich vom 27. Juli 1865 bis 21. Jänner 1867.

[2]) Vgl. Soetbeer, Denkschrift betreffend die Einführung der Goldwährung in Deutschland, Hamburg 1856.

Mitteleuropa ergoss. Österreich stand auf der Seite der Goldwährung, und Bruck ließ bereits Prägestempel für 20, 10 und 5 Goldgulden anfertigen, die noch heute in der Sammlung des Hauptmünzamtes aufbewahrt werden. [1]) In letzter Stunde gewannen aber die Vertreter der reinen Silberwährung die numerische Überhand, so dass ein Vertragsentwurf in diesem Sinne zur Annahme gelangte. Um nicht die ganze Convention überhaupt in Frage zu stellen, gieng auch Bruck innerlich widerstrebend auf den Entwurf ein und brachte ihn allen politischen Intriguen zum Trotz thatsächlich zur allgemeinen Anerkennung.

Der berühmte Münzvertrag zwischen Österreich, Liechtenstein und den deutschen Zollvereinsstaaten trägt das Datum 24. Jänner 1857, R. G. Bl. Nr. 101, und erhielt die Ratification unseres Monarchen am 30. April 1857. Die Hauptpunkte des Vertrages waren folgende.

I. Das Kaiserthum Österreich und das Fürstenthum Liechtenstein schließen mit den durch die allgemeine Münzconvention vom 30. Juli 1838 geeinigten deutschen Zollvereinsstaaten einen Münzvertrag bis zum Jahre 1878 (mit stillschweigender Fortdauer von 5 zu 5 Jahren).

II. Die Währung der vertragschließenden Staaten ist eine reine Silberwährung, deren Münzstücke nach Artikel 2 geprägt werden:

a) entweder nach dem 30 Thaler-Fuß (an Stelle des bisherigen 14 Thaler-Fußes), d. h. 30 Thaler aus dem Pfunde zu 500 *g* Feinsilber;

b) oder nach dem 45 Gulden-Fuß (an Stelle des bisherigen 20 Gulden-Fußes), d. h. 45 Gulden aus dem Pfunde Feinsilber;

c) oder nach dem $52\frac{1}{2}$ Gulden-Fuß [2]) (an Stelle des bisherigen $24\frac{1}{2}$ Gulden-Fußes).

III. Die Thalerwährung (nach dem 30 Thaler-Fuße) wird in Preußen, Sachsen und in den meisten norddeutschen Staaten eingeführt, die österreichische Währung nach dem 45 Gulden-Fuße in Österreich und Liechtenstein, die süddeutsche Währung nach dem $52\frac{1}{2}$ Gulden-Fuße in Bayern, Würtemberg, Baden u. s. w. (Art. 13). — Die alten Thaler nach dem 14 Thaler-Fuß und die Münzen nach dem $24\frac{1}{2}$ Gulden-Fuß sollen mit den gleichnamigen Münzen der neuen Währungen gleiche Geltung haben (Art. 4).

IV. Zur Vermittlung und Erleichterung des gegenseitigen Verkehres unter den Vertragsstaaten werden (nach Art. 8) 1 Vereins-

[1]) Über das Prägebild vgl. C. v. Ernst a. a. O., S. 15.

[2]) Daher die eigenthümliche Abkürzung für ö. W. Gulden „45 fl." und für südd. W. Gulden „$52\frac{1}{2}$ fl."

thaler-Stücke = 1 Thaler = 1½ Gulden ö. W. = 1¾ Gulden süddeutsche Währung und 2 Vereinsthaler-Stücke geprägt, welche in allen Staaten volle Zahlkraft besitzen. Als Vereinshandelsmünzen werden aus Gold „Kronen" und „halbe Kronen" ohne gesetzlich fixierten Zahlwert geschlagen.

V. Österreich behält sich das Recht vor, auch weiterhin Levantiner Thaler ohne Beschränkung der Zeit, ferner Ducaten bis 1865[1]) auszumünzen (Art. 5 und 18).

VI. Keiner der Vertragsstaaten ist berechtigt, Papiergeld mit Zwangscours auszugeben, falls nicht Einrichtung getroffen ist, dass solches jederzeit gegen vollwertige Silbermünzen auf Verlangen der Inhaber umgewechselt werden könne. Die in dieser Beziehung zur Zeit etwa bestehenden Ausnahmen sind längstens bis zum 1. Jänner 1859 zur Abstellung zu bringen (Art. 22).

Mit diesem Vertrage traten an Stelle von etwa zwanzig verschiedenen Währungen in den Staaten deutscher Zunge drei miteinander in bequeme Beziehung gebrachte neue Währungen.

Am einschneidendsten vielleicht wirkte die Convention bei uns in Österreich. Hier galt es nicht nur, ein völlig neues Münzsystem einzuführen und ältere Währungen zu beseitigen, sondern auch — in weniger als zwei Jahren — die Aufnahme der Barzahlungen ins Werk zu setzen, eine bereits 1811 und 1854 fruchtlos in Angriff genommene Aufgabe.

Österreich regelte die neuen Verhältnisse durch das kaiserliche Patent vom 19. September 1857, R. G. Bl. Nr. 169, welches die Grundlage unseres Währungs- und Münzwesens bis 1892 bildete. Dieses Patent ordnete an:

I. die Neueinführung des (Münz-)Pfundes zu 10.000 Ass = 500 *g*.[2])

II. Die Ausprägung der Landesmünzen (Art. 5)[3]): 2 Gulden-

---

[1]) Ein Erlass des Ministeriums des Äußern und des Finanzministeriums vom 24. April 1866, R. G. Bl. Nr. 52, zeigte an, dass eine Verlängerung dieser Frist bis 1870 vereinbart worden sei.

[2]) Seit Gesetz vom 23. Juli 1871 (das Metermaß betreffend) ist unser Münzgewicht das Kilogramm zu 1000 *g*. Seither spricht man auch von einem 90 Gulden-Fuß, weil 90 Gulden Silber auf das Kilogramm Feinsilber gehen.

[3]) Die Monarchie prägte nach den Statistischen Tabellen, S. 84, von 1858 bis 1892:

2 Gulden-Stücke	um	7,420.580	Gulden
1 Gulden-Stücke	um	377,816.053	„
¼ Gulden-Stücke	„	43,510.999·75	„
Zusammen:		428,747.632·75	Gulden

Einzelheiten über die Zeit 1870 bis 1879 vgl. den IV. Abschnitt.

Stücke und zwar $22^1/_2$ Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 900 fein, 1 Gulden-Stücke und zwar 45 Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 900 fein, $^1/_4$ Gulden-Stücke und zwar 180 Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 520 fein.

III. Die Ausprägung der Vereinsmünzen aus Silber (Art. 8): 2 Vereinsthaler-Stücke[1]) und zwar 15 Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 900 fein, 1 Vereinsthaler-Stücke und zwar 30 Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 900 fein.

IV. Die Ausprägung der österreichischen Scheidemünzen (Art. 9 bis 11): Silberstücke zu 10 Kreuzer[2]) und zwar 500 Stücke aus 1 Pfund Feinsilber, 500 fein, Silberstücke zu 5 Kreuzer und zwar 1000 Stück aus 1 Pfund Feinsilber, 375 fein, Kupferstücke zu 3, 1 und $^5/_{10}$ Kreuzer; das Pfund Kupfer wurde dabei zu 150 Kreuzer ausgebracht.

Von diesen Stücken sind jedoch jene zu 3 Kreuzer nie geschlagen worden, da man alsbald ihre Zwecklosigkeit bei decimaler Abstufung einsah.

V. Die Ausprägung der Vereins-Goldmünzen als Handelsmünzen (Art. 14): Krone, enthaltend $^1/_{50}$ Pfund Feingold, 900 fein, halbe Krone, enthaltend $^1/_{100}$ Pfund Feingold, 900 fein.

Als Passiergewicht ist für diese Münzen $^1/_{45}$ Pfund, beziehungsweise $^1/_{90}$ Pfund Feingold festgesetzt; mindergewichtige Stücke sind von den Staatscassen zum Metallwert einzulösen oder unbrauchbar zu machen. Diese dem metrischen System ausgezeichnet angepasste Münze hätte größere Verbreitung und längeres Leben verdient, allein ihre völlige Isoliertheit von jeglicher historischer Tradition in Namen und Feingewicht sowie der Mangel einer, wenn auch nur theoretischen Wert-

---

[1]) Österreich prägte von 1858 bis 1868 31,284.153 Stück Vereinsthaler im Nennwerte von 46,926.229 fl. 50 kr., also eine sehr bedeutende Menge neben den Landesmünzen. Als Deutschland 1892 zur Demonetisierung der österreichischen Thaler schritt, schätzte man den Umlauf noch auf 26 Millionen Stück!

[2]) Die Patente von 1857 und 1858 benennen die Unterabtheilung des Guldens „Hunderttheile". Ein Finanzministerialerlass vom 28. April 1858, R. G. Bl. Nr. 65, eröffnet, dass infolge kaiserlicher Entschließung vom 27. April d. J. die Hunderttheile den Namen „Neukreuzer", beziehungsweise „Soldi austriachi" erhalten. Das Gesetz vom 1. Juli 1868, R. G. Bl. Nr. 84, nennt sie jedoch einfach „Kreuzer", welche Bezeichnung fortan blieb.

Der lateinische Name für Gulden „Florenus" (woher das Zeichen „fl.") wird durch das Patent von 1857 festgesetzt. Die Wertbezeichnung $^5/_{10}$ kr. statt $^1/_2$ kr. erfolgte dem Decimalsystem zuliebe, das aber durch den $^1/_4$ fl. ohnehin durchbrochen war.

verknüpfung mit den Landesmünzen ließen sie nie volksthümlich werden. Der wechselnde Cassencours hinkte der Gestaltung des Marktwertes verspätet nach,[1]) und als die Prägung der Kronen 1870 eingestellt wurde, empfand niemand den Ausfall.

VI. Die Ausprägung von österreichischen Handelsmünzen (Art. 19 und 20):

a) Silber-Levantiner oder Maria Theresien-Thaler mit der Jahreszahl 1780, wie bisher 12 Stück aus der Wiener Mark (= 0·561288 Pfund oder 280·644 *g*) Feinsilber, 13 Loth 6 Gräns fein;

b) Gold-Ducaten, wie bisher $81^{189}/_{355}$ Stück aus der Wiener Mark, 23 Karat 8 Gräns fein; vierfache Ducaten im Verhältnisse. (Gleiche Ducaten prägte Ungarn seit Gesetzesartikel ex 1868 und zwar $815^{25}/_{201}$ Richtpfennige schwer, $986^{1}/_{9}$ fein.)[2])

Dem Münz- und Währungsgesetze von 1857 folgte ein kaiserliches Patent vom 27. April 1858, R. G. Bl. Nr. 63, welches die Verhältnisse des Münzverkehres und die Anwendung der neuen öster-

---

[1]) Den ersten Cassencours von 13 fl. 6 kr. C.-M. für die Krone und 6 fl. 33 kr. C.-M. für die halbe Krone setzte der Erlass vom 9. April 1858, R. G. Bl. Nr. 54, fest; der Erlass vom 1. Juli 1859, R. G. Bl. Nr. 116, normierte 13 fl. 50 kr., beziehungsweise 6 fl. 75 kr. ö. W.; der Erlass vom 20. December 1868, V. B. Nr. 49, 13 fl. 95 kr., beziehungsweise 6 fl. $97^{1}/_{2}$ kr. ö. W. (letzte Tarifierung).

Die Monarchie prägte an Kronen:

1858	(à 13 fl. 75 kr.)	1,377.351 fl. 25 kr.
1859	(à 13 „ 50 „)	3,098.742 „ 75 „
1860	(à 13 „ 50 „)	1,652.501 „ 25 „
1861	(à 13 „ 50 „)	540.357 „ 75 „
1862	(à 13 „ 50 „)	— „ — „
1863	(à 13 „ 50 „)	13.770 „ — „
1864	(à 13 „ 50 „)	27.270 „ — „
1865	(à 13 „ 50 „)	46.912 „ 50 „
	Zusammen .	6,756.905 fl. 50 kr.
		= Stücke 895.706

[2]) Als Münzbuchstaben wurden bestimmt: A für Wien, B für Kremnitz, E für Karlsburg, M für Mailand, V für Venedig. Eine Kundmachung des Finanzministeriums vom 15. Februar 1873, V. Bl. Nr. 22, eröffnete, dass mit allerhöchster Entschließung vom 15. December 1871 der Münzbuchstabe A für Wien abgeschafft worden sei (da seit 1872 ohnehin nur mehr eine einzige Münze, das k. k. Hauptmünzamt in Wien, bestand). Seither werden bloß die Kremnitzer Stücke mit K B (Kremnitz ungarisch Körmöcz-Bánya) bezeichnet, andere Münzbuchstaben gibt es für die Münzen der Monarchie nicht mehr. Die Karlsburger Münze wurde Ende 1871 aufgelassen.

reichischen Währung auf die Rechtsverhältnisse regelt. Die wesentlichsten Anordnungen dieses Patentes sind nachstehende.

I. Die österreichische Währung (Silberwährung nach dem 45 Gulden-Fuß) ist die alleinige Währung des gesammten Kaiserthums, also auch Ungarns und Lombardo-Venetiens vom 1. November 1858 an (§ 1 bis 3).[1])

II. Die älteren Währungen sind nach folgenden Verhältniszahlen umzurechnen (§ 5): 100 Gulden Conventionsmünze (20 Gulden-Fuß) mit 105 Gulden ö. W., 100 Gulden sogenannte Wiener Währung mit 42 Gulden ö. W., 100 Gulden sogenannte Reichswährung (24 Gulden-Fuß) mit $87^{50}/_{100}$ Gulden ö. W., 100 Lire austriache mit 35 Gulden ö. W., 100 Gulden polnische Währung des Krakauer Gebietes mit 25 Gulden ö. W.

III. Mehrere ältere Münzen behalten ihre Umlaufsfähigkeit, andere sind im Verordnungswege einzuberufen (§ 12).

Umlaufsfähig blieben (nach letzterem § 12) laut Finanzministerialerlass vom 12 August 1858 (R. G. Bl. Nr. 119):

das 2 Gulden-Stück C.-M. oder Scudo, Zahlwert in ö. W. = 2 fl. 10 kr., das 1 Gulden-Stück C.-M. oder $^1/_2$ Scudo = 1 fl. 5 kr., das $^1/_3$ Gulden-Stück oder Zwanziger neueren Gepräges, $^9/_{10}$ fein, und die Lira austriaca = 35 Kreuzer, das $^1/_3$ Gulden-Stück C.-M. oder Zwanziger älteren Gepräges, $9^1/_3$ Loth fein = 34 Kreuzer, das $^1/_6$ Gulden-Stück C.-M. oder 10 Kreuzer-Stück und die $^1/_2$ Lira = 17 Kreuzer, das $^1/_{12}$ Gulden-Stück C.-M. oder 5 Kreuzer-Stück und die $^1/_4$ Lira = $8^5/_{10}$ Kreuzer, das $^1/_{20}$ Gulden-Stück oder 3 Kreuzer-Stück = 5 Kreuzer, der Kronenthaler = 2 fl. 30 kr., der $^1/_2$ Kronenthaler = 1 fl. 12 kr., der $^1/_4$ Kronenthaler[2]) = 55 kr.

Silberscheidemünzen[3]): das 6 Kreuzer-Stück mit der Jahreszahl 1848, 1849 = 10 Kreuzer.

---

[1]) Die Ausprägung für private Rechnung wurde durch den Finanzministerialerlass vom 8. October 1858, Z. 51036 bis 1021 geordnet. Das Pfund Feinsilber war zu 45 Gulden, das Kilogramm Feingold zu 1395 Gulden zu berechnen. Durch die letztere feste Bewertung zu Münzzwecken wurde eine Art Goldgulden geschaffen, dessen Anwendung bis ins Jahr 1892 reicht.

[2]) Die bisher aufgezählten Stücke waren noch von 1878 bis 1892 zur Zollzahlung verwendbar und wurden erst durch Verordnung vom 8. August 1892, R. G. Bl. Nr. 124, mit 31. December 1892 einberufen. Seither stellt sich der Marktwert dieser Münzen entsprechend ihrem Silbergehalte auf etwa 55% des oben tarifierten Wertes.

[3]) Einberufen durch Gesetz vom 1. Juli 1868, R. G. Bl. Nr. 84, durch Finanzministerialverordnung vom 16. Juli 1868, R. G. Bl. Nr. 108, und durch kaiserliche Verordnung vom 29. August 1870, R. G. Bl. Nr. 108.

Kupferscheidemünzen[1]): das 2 Kreuzer-Stück = 3 Kreuzer, das 1 Kreuzer-Stück und 5 Centesimi-Stück = $1^5/_{10}$ Kreuzer, das 3 Centesimi-Stück = 1 Kreuzer, das $^1/_2$ Kreuzer-Stück und 1 Centesimi-Stück[2]) = $^5/_{10}$ Kreuzer.

Außer diesen österreichischen Stücken waren dem Münzvertrage entsprechend auch noch die Courantstücke der österreichischen Währung Liechtensteins, der Thaler-Währung und der süddeutschen Währung sowie die Vereinsthaler zu $1^1/_2$ Gulden ö. W. und die Vereinsdoppelthaler zu 3 Gulden als gesetzliche Zahlungsmittel verwendbar — eine stattliche Reihe von Sorten im Vergleiche zu den gegenwärtig courantfähigen acht Münzstücken!

2. Von Staatspapiergeld war zur Zeit des Münzvertrages dank der pünktlichen Einlösung von Seiten der Nationalbank nur mehr ein kleiner Rest von ungarischen Münzscheinen im Umlauf, welche mit 30. April 1858 ihre Einlösbarkeit verloren. Dem noch immer bestehenden Deficit im Staatshaushalte sollte der Verkauf von Staatsgütern und Eisenbahnen für immer ein Ende machen. Wie wenig aber solche Maßregeln den Lauf der Dinge aufzuhalten vermochten, zeigten die Wirren des Jahres 1860, von welchen wir an späterer Stelle sprechen werden.

---

1) Einberufen durch verschiedene Verordnungen und Erlässe, vgl. Gruber a. a. O., S. 15.

2) Einberufen wurden dagegen durch die Finanzministerialerlässe vom 30. April und 1. Juni 1858, R. G. Bl. Nr. 67, beziehungsweise 87, mit Ende October 1858:

kais. österr. Silbermünzen:

$^1/_2$	Gulden		zu 30	Kreuzer C.-M.
17	Kreuzer-Stücke		„ 15	„ „
15	„ „		„ 15	„ „
7	„ „		„ 6	„ „

Kupferscheidemünzen:

6	Kreuzer-Stücke	Wiener Währung	zu $2^2/_5$	Kreuzer C.-M.
3	„ „	„ „	„ $1^1/_5$	„ „ „
2	„ „	„ „	„ $^4/_5$	„ „ „
1	„ „	„ „	„ $^2/_5$	„ „ „
$^1/_2$	„ „	„ „	„ $^1/_5$	„ „ „
3	„ „	C.-M. von 1851	„ 3	„ „ „
$^1/_4$	„ „	„ „ „ 1851	„ $^1/_4$	„ „ „

Münzen des Krakauer Gebietes:

1	polnische Gulden-Stücke	(Złoty)	zu $14^2/_7$	Kreuzer C.-M.
10	„ Groszy-Stücke	($^1/_3$ „)	„ $4^{16}/_{21}$	„ „ „
5	„ „ „	($^1/_6$ „)	„ $2^8/_{21}$	„ „ „

3. Im Sinne der Wiener Münzconvention hatte nun auch die Wiederherstellung der Banknoteneinlöslichkeit in kürzester Frist zu erfolgen, und die Regierung traf ihre diesbezüglichen Veranstaltungen ohne Säumen.

Der Augenblick war zur Valutaregulierung überaus günstig. Das Silberagio war auf $^1/_4$% gesunken, und die Bank verfügte über einen Barschatz, dessen Wert zwei Drittel der ausgegebenen Notensumme beträchtlich überstieg. Bezeichnend für die damalige Lage der Bank ist die Thatsache, dass sie imstande war, anfangs 1857 der von einer Absatzkrise bedrängten Stadt Hamburg nicht weniger als 85.000 *kg* Silber zu leihen, welche nach einigen Monaten nebst guten Zinsen zurückkamen.[1]) Von der allgemeinen Krise in Deutschland in diesem Jahre wurde Österreich nur wenig berührt.

Das einzige Hindernis der sofortigen Wiederaufnahme der Barzahlungen bildete die Schuld des Staates an die Bank, anfangs 1858 noch über 200 Millionen betragend. Allein bei ruhigen Zeiten konnte dieser Betrag bis 1866 in Barem und in Effecten völlig heimgezahlt sein, und so entschloss sich Bruck den vom Münzvertrage geforderten entscheidenden Schritt auch ohne Regelung des Schuldverhältnisses zu wagen. Er erfolgte durch die kaiserliche Verordnung vom 30. August 1858 (R. G. Bl. Nr. 131). Derselben zufolge durfte die Bank vom 1. November 1858 an nur mehr Noten zu 10, 100 und 1000 Gulden ö. W. ausgeben, welche zu einem Drittel metallisch, zu zwei Drittel bankmäßig gedeckt und jederzeit einlöslich sein sollten. Der Zwangscours blieb vorläufig aufrecht erhalten. Am 6. September 1858 eröffnete die Nationalbank ihre Notencassen und löste bis Ende des Jahres 19 Millionen präsentierter Noten gegen klingende Münze ein. Als das Publicum die Überzeugung gewonnen hatte, dass der Einlösungsdienst in vollem Umfange und ungestört vonstatten gehe, kehrte volle Beruhigung in die Gemüther ein, und eine neue Zeit schien für Österreich angebrochen zu sein.

4. Dieser geordnete Zustand der Valuta währte ein halbes Jahr. Allein auch diesmal war es Österreich nicht beschieden, seine finanzwirtschaftliche Lage durch friedliche Arbeit in einem Maße zu kräftigen, dass die Gefahr eines Rückfalles in die traurigen Zeiten der Papierwährung aufhörte.

---

[1]) An diese Episode wurde man neuestens durch die Exportausweise in den statistischen Tabellen des Finanzministeriums erinnert, welche für 1857 abnorme Aus- und Einfuhrziffern zeigen.

Als im December ein empfindlicher Mangel an kleineren Umlaufsmitteln eintrat, ermächtigte ein Finanzministerialerlass vom 26. December 1858 (R. G. Bl. Nr. 244) die Nationalbank neuerdings zur Ausgabe von höchstens 100 Millionen 1 Gulden-Banknoten, zu deren Volldeckung einige Staatsgüter bestimmt wurden.

Im Frühjahre 1859 verdüsterte sich abermals der politische Horizont, und das zweideutige Verhalten Napoleons III. ließ einen Krieg unvermeidlich erscheinen.

Am 28. April überschritt die österreichische Armee den Ticino. Derselbe Tag brachte — während die Bankcassen bestürmt wurden — einen Finanzministerialerlass (R. G. Bl. Nr. 69), welcher eröffnete, dass mit kaiserlicher Entschließung vom 11. April die Nationalbank „zeitweilig" von ihrer Verpflichtung zur Einlösung der Noten enthoben, dagegen zur Ausgabe von 5 Gulden-Noten ermächtigt worden sei. So brach das von Bruck mühselig errichtete Gebäude unter der Wucht der Ereignisse zusammen. In wenigen Tagen hatte sich das Metallgeld wiederum theils verkrochen, theils nach dem Kriegsschauplatze und ins Ausland verzogen. Sprunghaft schnellte das Agio bis 53% hinauf, und aller Geldverkehr gerieth ins Stocken. Devise Augsburg, die im November 1858 noch 86 fl. 60 kr. (für 100 südd. Gulden) stand, notierte im Mai 1859 mit 127 fl. 60 kr. — gegen eine Parität von 85 fl. 72 kr.! Bruck sah sich, um den enormen Bedarf zu decken, nicht nur genöthigt, neuerlich Vorschüsse von der Bank zu beziehen, sondern auch investierte Staatscapitalien flüssig zu machen. Nachdem der Züricher Friede geschlossen war, schritt er zum Verkauf der staatlichen Eisenbahnen, namentlich der Südbahnlinien und musste sich mit einem Erlös von 91 Millionen begnügen, obwohl die Herstellung jener Schienenwege um die Hälfte mehr verschlungen hatte. Als trotzdem der Voranschlag des laufenden Jahres mit einem Deficit von $84^1/_2$ Millionen Gulden schloss, erwirkte er die Einberufung eines verstärkten Reichsrathes mit kaiserlichem Patent vom 5. März 1860 (R. G. Bl. Nr. 65) zur Berathung der Finanzlage. Das Ergebnis der Verhandlungen war die Emission einer großen Lotterieanleihe, der sogenannten 1860er Lose, mit Finanzministerialerlass vom 22. März 1860 (R. G. Bl. Nr. 71). Die relativ günstige Einnahme für die Anleihe wurde zum Theile für das Budget, zum Theile zur Entlastung der Schuld an die Nationalbank von 300·2 Millionen Gulden verwendet. Die Losemission war die letzte große Operation, welche Freiherr von Bruck durchführte. Am 22. April 1860 gab Bruck wegen einer außer-

amtlichen Processangelegenheit, in der ihn aber kein Verschulden traf, seine Demission. Tags darauf starb er, wahrscheinlich freiwillig.

An Ignaz v. Plener, dem nach Brucks Abgang die provisorische Leitung des Finanzportefeuilles zufiel, trat nun die Sisyphusarbeit heran, nicht allein die noch immer außergewöhnlich hohen laufenden Ausgaben zu decken, sondern auch für das weitere budgetäre Deficit[1]) Vorsorge zu treffen, dabei aber um jeden Preis die Bankschuld des Staates, welche 257 Millionen Gulden betrug, herabzumindern. Plener, ein sparsamer, tüchtiger Mann, konnte nach der Lage der Dinge zunächst nur wenig ausrichten. Bei einem Silberagio von 32% war noch immer kein gemünztes Geld im Verkehre zu finden, und die Noth an kleinen Wertzeichen drohte abermals zu Verletzungen des staatlichen Hoheitsrechtes durch Privatgeld zu führen.

Eine kaiserliche Verordnung vom 21. October 1860 (R. G. Bl. Nr. 230) verfügte daher die Prägung neuer Kupferscheidemünzen zu 4 Kreuzer nach dem Münzfuße von 1857, und als diese Emission sich als unzulänglich erwies, traten am 17. November (kaiserliche Verordnung, R. G. Bl. Nr. 256) wieder die letzten Helfer in der Noth — Münzscheine zu 10 Kreuzer — mit unbeschränkter Zahlkraft gegenüber den Staatscassen, aber ohne Zwangscours ans Licht. Ihr Emissionsbetrag erreichte im folgenden Jahre die bedeutende Summe von 13 Millionen Gulden.[2])

---

[1]) Nach den Statistischen Tabellen, S. 335 ff., schloss der österreichische Staatshaushalt mit folgenden Deficiten:

1848	Deficit	91·8	Millionen	Gulden
1849	„	153·9	„	„
1850	„	71·6	„	„
1854	„	157·1	„	„
1855	„	158·3	„	„
1856	„	81·0	„	„
1857	„	53·5	„	„
1858	„	84·4	„	„
1859	„	—	„	„
1864	„	104·5	„	„
1866	„	291·8	„	„
1867	„	13·5	„	„

[2]) Der Umlauf der Münzscheine aus dem Jahre 1860 betrug:

1861 . .	12·5	Millionen	Gulden
1862 . .	13·1	„	„
1863 . .	10·1	„	„

Es zeigte sich wiederum wie 1815 und 1848, dass der Höhepunkt des finanziellen Nothstandes erst ein bis zwei Jahre nach dem Kriege erreicht zu werden pflegt — eine Folge des Verbrauches aller Reserven.

Die folgenden Monate waren durch verfassungsrechtliche Verhandlungen in Anspruch genommen. Sowohl das Octoberdiplom (vom 20. October 1860) wie auch das Februardiplom (vom 26. Februar 1861) wiesen die Gesetzgebung über Geld-, Münz- und Creditwesen dem Reichsrathe zu. Allein dieser war bei einem Agio von 41% zunächst machtlos. Die Steuerrenitenz Ungarns verschärfte noch die budgetäre Lage, und es musste bereits als eine bedeutende Leistung gelten, dass seit dem Finanzministerialerlass vom 14. Juni 1861 (R. G. Bl. Nr. 62) die Zinscoupons der großen Staatsanleihen wieder in klingender Münze bezahlt wurden, nachdem sie seit Mitte 1859 in Papier eingelöst worden waren.

Als dringendste unter allen finanzpolitischen Fragen erkannte Plener die Bankfrage, da das Privilegium des Noteninstitutes Ende 1862 erlosch. Am 13. März 1862 brachte der Minister den Entwurf eines neuen Statuts vor den Reichsrath, und am 27. December 1862 (R. G. Bl. Nr. 2 ex 1863) wurde dasselbe zum Gesetz erhoben. Am gleichen Tage erfolgte auch der Abschluss eines Über-

---

1864 . .	5·4	Millionen Gulden.
1865 . .	3·7	" "
1866 . .	9·5	" "
1867 . .	12·0	" "
1868 . .	9·6	" "
1869 . .	4·0	" "

Vom Reste verfielen 3·6 Millionen, welche nicht rechtzeitig in Staatsnoten eingetauscht wurden.

Der Text eines mir vorliegenden Münzscheines von 1860 lautete:

> Zehn Kreuzer
>
> Silberscheidemünze bei allen Zahlungen an öffentlichen Cassen statt Barem angenommen.
>
> Vom k. k. Hauptmünzamte:
> Hassenbauer m. p.
>
> Wien,
> 1. November 1860.
>
> ö. 10 W.

einkommens (R. G. Bl. Nr. 3 ex 1863) mit der Bank, die große Schuld betreffend. Das neue Privilegium, dessen Giltigkeit bis Ende 1876 dauern sollte, beschränkte den nicht bar gedeckten Banknotenumlauf auf 200 Millionen Gulden, ein Mehrumlauf mußte volle Bedeckung besitzen (§ 14). Als kleinste Note sollte fortan die 10 Gulden-Note gestattet sein, doch durften vorläufig die Noten zu 1 und 5 Gulden im Verkehre belassen werden.[1]) Allen Banknoten wurde volle gesetzliche Zahlkraft zum Nennwerte (Zwangscours) zugesichert (§ 16), die Wiederaufnahme der Barzahlungen aber für das Jahr 1867 angeordnet (§ 11). Die zur Zeit des Abschlusses des Übereinkommens bestehende Schuld des Staates von noch 221·8 Millionen Gulden sollte innerhalb vier Jahren bis auf etwa 80 Millionen zur Rückzahlung gelangen, und zwar betrugen die vertragsmäßigen Raten für 1863 29·2 Millionen, für 1864 22·6 Millionen, für 1865 39·4 Millionen und für 1866 46·1 Millionen Gulden.

Das Vertrauen in den Willen und die Macht der Regierung sowohl als der Bankleitung, das Übereinkommen auch thatsächlich zur Erfüllung zu bringen, sowie die eingetretene politische Beruhigung leiteten eine Periode zusehender Besserung der Lage ein. Das Silberagio sank von 28% Ende 1862 auf 15% Ende 1863 und zeigte eine andauernd rückläufige Bewegung, welche im Februar 1866 bei $1^3/_4$% ihren Tiefstand erreichte. Es fehlte zwar auch in diesen Jahren weder an dem chronischen Deficit noch an Ereignissen, welche den Staatssäckel außergewöhnlich in Anspruch nahmen — das Jahr 1864 hatte den dänischen Krieg gebracht — allein es hatte sich für die Regierung zum Ehrenpunkt herausgebildet, die Tilgungsraten an die Bank mit vollster Pünktlichkeit abzuliefern, und zu Beginn des Jahres 1866 war die Regierung von der sicheren Hoffnung durchdrungen, das große Werk, die Ermöglichung der Wiederaufnahme der Barzahlungen,

[1]) Die Nationalbank, beziehungsweise Österreichisch-Ungarische Bank hatte Noten in Appoints zu

1000	Gulden	von	1840	bis	1898
500	„	„	1840	„	1844
100	„	„	1840	„	1898
50	„	„	1840	„	1865
25	„	„	1840	„	1847
10	„	„	1840	„	1898
5	„	„	1840	„	1865
2	„	„	1840	„	1865
1	„	„	1840	„	1865

bis zum angesetzten Termine durchgeführt zu haben. Inzwischen war (am 27. Juli 1865) das Finanzportefeuille aus Pleners Händen in jene des Grafen Larisch-Mönnich übergegangen, ohne dass damit ein Systemwechsel in diesen Fragen sich vollzogen hätte. Ende 1865 betrug die Bankschuld nur mehr 83·3 Millionen Gulden, der Banknotenumlauf bloß rund 340 Millionen Gulden.

Allein zum viertenmale in der wechselvollen Finanzgeschichte unseres Vaterlandes bereitete ein furchtbarer Krieg allen Reformbestrebungen knapp vor dem Ziele ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Böhmens Kunstleben unter Karl IV.

Von **Hans Lambel.**

Mit einer Illustration.

Prag. (Fortsetzung.)

Von den übrigen Wandmalereien der Marienkapelle, die wie gesagt mit der Reliquienverehrung des Erbauers und seinen persönlichen Beziehungen zusammenhängen, sind von besonderem Interesse drei offenbar bildnistreue Darstellungen auf dem westlichen Theil der Südwand (rechts vom Fenster); sie zeigen Karl im vollen kaiserlichen Ornat mit der Krone, zweimal mit anderen Persönlichkeiten, einmal allein, beschäftigt mit Reliquien. Sie stehen über der hier zum Theile sehr wohl erhaltenen Arcatur (vgl. die Abbildung 8 bei Neuwirth I, 49) unter Bogenöffnungen zwischen Säulen, die jedenfalls einer späteren, wahrscheinlich der rudolfinischen Zeit angehören, und sind selbst von Schäden und Übermalung nicht verschont geblieben. Von zweien kennen wir jetzt durch Neuwirths zweite Veröffentlichung auch gute, im wesentlichen treue Nachbildungen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die für die richtige Deutung schon dankenswerte Dienste leisteten und noch weiter zu erwähnen sein werden. Auf dem ersten Bilde (rechts vom Fenster) stehen sich von links her schreitend Karl, von rechts eine gleichfalls gekrönte Gestalt gegenüber, beide, Karl mit der Linken, sein Gegenüber mit der Rechten ein Kreuz haltend. Nach der ganzen Pose scheint die Persönlichkeit rechts es dem Kaiser zu überreichen, der es unten am Fuße fasst (Tafel X). Dasselbe Kreuz hält Karl

wieder auf der dritten, dadurch in Entsprechung zu jener ersten tretenden Darstellung in der Rechten, offenbar um es in einem größeren, kostbaren Kreuze zu bergen, das, getragen von einem im Dreieck angeordneten Fuße mit Strebepfeilern und Bogen, an deren einem des Kaisers Linke ruht, auf einem weißgedeckten, purpurverkleideten Tische rechts von ihm steht (Taf. XII). Auf der mittleren Darstellung empfängt Karl abermals von links her aus der Hand einer an ihn von rechts heran tretenden, mit einer Lilienkrone geschmückten Persönlichkeit einen Krystall (Taf. XI). Dass es ein Krystall, nicht wie man früher glaubte, ein Ring ist, hat Neuwirth festgestellt, und man kann es bestätigt sehen durch die eine der beiden vorerwähnten Nachbildungen des 16. Jahrhunderts (II, Taf. XVI 4). Ebenso hat Neuwirth die bisherige Deutung der Karl gegenüber stehenden Gestalt auf seinen Sohn Wenzel oder Sigismund als chronologisch unhaltbar endgiltig zurückgewiesen. Nach seiner wohlbegründeten Deutung überreicht vielmehr auf dem Mittelbilde der Dauphin dem Kaiser die zwei diesem 1356 von dem französischen König Johann dem Guten geschenkten, seit 1368 in ihrer Krystallfassung im Prager Domschatz nachweisbaren Dornen aus der Krone Christi, ein für Karl gewiss hinlänglich denkwürdiger Moment, um ihn auf seiner zu Ehren und zum Gedächtnis des Erlösers und seines Leidens neu erbauten Burg im Bilde festzuhalten. Für die Erklärung der beiden anderen Bilder besitzen wir leider keinen derartigen Anhaltspunkt. Zwar werden wir nach Neuwirths correspondierender Darlegung in dem größeren Kreuz auf dem Bilde rechts, in dem offenbar ein kleineres Reliquienkreuz geborgen werden soll, vielleicht das kostbare goldene Altarkreuz des Prager Domschatzes (I, 39 Abbild. 4) erblicken dürfen, das bis ins 17. Jahrhundert dem Karlsteiner Reliquienschatze angehörte. Für die Erklärung des entsprechenden Bildes links gewinnen wir damit doch nichts. Allerdings schien gerade für dieses Bild durch eine darüber erhaltene Inschrift die Deutung auf den an sich unverkennbaren Kaiser Karl IV. und seine erste Gemahlin Blanca (Blanca · Regina) vollkommen gesichert, und auch Neuwirth beruhigte sich dabei noch in seiner ersten Publication. Ich kann indes nicht verhehlen, dass ich bei jener Inschrift über eine Schwierigkeit nie recht hinweg kommen konnte. Nach ihr sollte zwischen Karl und Blanca ausdrücklich die heilige Dreifaltigkeit ([Sa]ncta · trinitas ·) dargestellt sein, und zwar steht dieser Theil der Inschrift so ziemlich gerade über dem Kaiser und dem von ihm gehaltenen Kreuz. Dem entsprach auf der darunter vorhandenen Darstellung nichts, und

so wurde die Dreifaltigkeit in der fast gänzlich zerstörten Bilderreihe darüber gesucht. Etwas anderes blieb kaum übrig; aber eine sonderbare Vermengung der erklärenden Inschriften war das doch; auf gleicher Linie stehend, sollte sich die erste und dritte auf je eine darunter, die mittlere auf eine darüber befindliche Darstellung beziehen. Gar nicht davon zu reden, dass man fragen durfte, warum nur das erste und nicht mindestens auch das zweite der drei unteren Bilder, das in seiner zweiten Figur nicht weniger erklärungsbedürftig erscheint, mit einer erläuternden Inschrift bedacht ward. Diese Schwierigkeit ist jetzt durch die erwähnte Copie des 16. Jahrhunderts (II, Taf. XVI 3)[1]) glücklich beseitigt. Sie zeigt deutlich, dass die zweite Gestalt, die Karl das Kreuz reicht, nicht die vermeintliche Blanca, sondern nach der Tracht und Gesichtsbildung einen Mann darstellt, offenbar einen Fürsten, den wir leider nicht näher bestimmen können. Die Inschrift aber gehört ganz und gar zu der einst darüber befindlichen Darstellung, die links und rechts von einer heiligen Dreifaltigkeit die Gestalten des Kaisers und seiner ersten Gemahlin aufwies. Also ein Votivbild, wie ein solches auch über den apokalyptischen Bildern der Westwand zu sehen war: Christus oder Maria, laut der beschädigten Inschrift umgeben von Apostelbarstellungen und links und rechts davon die zweite und dritte Gemahlin Karls (Anna regi[na] und Anna ·:· impera[trix]). Links von diesem Votivbilde der Westwand befand sich ein Prophetenchor (Chorus prophetarum), dem ein noch erhaltener, in vier Reihen übereinander angeordneter Engelchor links vom Fenster der Westwand über dem Ausgang zu entsprechen scheint. Mit der Reliquienverehrung hängt aber auch der Wandschmuck der tiefen Leibungen der Westfensternische zusammen. Ganz sicher ist dies zufolge eines darunter angebrachten inschriftlichen Reliquienverzeichnisses für das linksseitige Bild, einen segnenden Christus mit der Kreuzesfahne, wie er eben der von dem Engel geöffneten Tumba entsteigt. Unter letzterer, wo heute eine Öffnung ausgebrochen ist, waren, wie man mit Neuwirth dem Wortlaute der Inschrift (In · hoc sepulcro · domini) nach annehmen muss, die verzeichneten Reliquien (vom Grabstein des Herrn, den der Engel wegwälzte, vom Grabstein Mariens u. s. w., durchweg theils

[1]) Im Text II, 47 zählt Neuwirth die beiden Tafelbilder XVI 3. 4 in umgekehrter Ordnung; ein unschädliches Versehen, das niemand beirren wird. Die richtige Folge und Blattzahl der Handschrift gibt wahrscheinlich die Tafel. Auch die Verwechslung der Hände des Kaisers in der Beschreibung des Bildes XVI 3 (vgl. I, Taf. X und S. 37) berichtigt sich angesichts der Tafel von selbst.

auf Christus selbst, theils, im ganzen ihrer zwei, auf die Gottesmutter bezüglich) geborgen, schwerlich unter dem aus Halbedelsteinen gebildeten Kreuz unterhalb der Inschrift. Um der zwei in diesem Verzeichnis genannten Marienreliquien willen darf man wohl auch für die beschädigte rechtsseitige Darstellung, soviel man erkennen kann, eine thronende Madonna mit Heiligen, den gleichen Zusammenhang annehmen.



Der schmale Gang, der von der Westwand aus die Marien- und Katharinenkapelle verbindet, bietet in seinem Wandschmuck (vergoldeter Gipsgrund mit eingelegten Edelsteinen; ein rauchfassschwingender Engel [I, Taf. XIII, 1]; in der Wölbung der Fensternische eine rohe Dreifaltigkeitsdarstellung) wenig künstlerisches Interesse. Umso überraschender und mächtiger wirkt auf den durch eine schön gearbeitete Eisenthür von Westen Eintretenden die wohlerhaltene, kleine, aber überaus schmucke Katharinenkapelle selbst mit der reichen Gold-, Farben- und Edelsteinzier ihrer beiden Kreuzgewölbe und ihrer Wände (Taf. XIV). Enge Weltabgeschiedenheit zu stiller Einzelandacht, wie sie der kaiserliche Bauherr hier suchte, fürstliche Pracht und in Bildwerken festgehaltene Erinnerungen an den Erbauer selbst und sein nahes persönliches Verhältnis zum Heiligen umfangen uns in dem beschränkten, für ihn ungemein charakteristischen Raum mit eigenartig stimmungsvoller Wirkung.

Gleich beim Eintritt begegnet unserem Blicke das schöne Altarnischenbild, dessen Feinheit selbst die leider nicht geringen Schäden, die es erlitten, noch erkennen lassen (Taf. XV). Auf blauem goldbesternten Nischengrund eine thronende Madonna, mit der Linken den kleinen Jesus haltend; nach außen gewendet, reicht dieser, mit der Rechten segnend, die Linke dem rechts vom Throne knieenden Kaiser Karl, während die Jungfrau huldvoll auf die links knieende Kaiserin Anna herabblickt und ihr die Rechte entgegenstreckt; an der Innenseite des Nischenwandbogens ist hinter Karl der heilige Petrus mit Buch und Schlüssel, hinter Anna der heilige Paulus mit Buch und Schwert dargestellt. Die Vorderseite des Altartisches unterhalb des vorspringenden, einst mit Edelsteinen geschmückten Randes bedeckt eine sehr beachtenswerte Kreuzigung (Taf. XVI); sie fesselt ebenso durch den ergreifenden Ausdruck des Schmerzes im Antlitze und der ganzen Haltung der Gottesmutter zwischen ihren Begleiterinnen links wie durch die sprechende Fingergeberde und den charakteristischen Kopf des graubärtigen Haupt-

mannes inmitten seiner Krieger hinter dem schmerzerfüllten Johannes rechts. Die Epistelseite des Altartisches zeigt die fein gebildete, zarte Gestalt der gekrönten heiligen Katharina mit dem Rade in der Rechten und dem Schwert, auf dessen Kreuzgriff sich die Linke stützt (Taf. XIII, 2).

Wendet man sich vom Altar nach rückwärts dem Eingang zu, so wird man wieder durch zwei vorzügliche Brustbilder über der Thür an den Erbauer gemahnt (Taf. XVII). Auf blauem, mit goldenen Rauten verziertem Grunde sieht man links Karl selbst, rechts dessen dritte Gemahlin Anna von Schweidnitz, beide gekrönt und angethan mit den kaiserlichen Gewändern; mit ihren im Gegensinn vorgestreckten Händen fassen sie das untere Ende eines kostbaren, dereinst mit Edelsteinen geschmückten Reliquienkreuzes. Der sprechende, innere Befriedigung verkündende Ausdruck im Antlitz des Kaisers, besonders in dem festen, sicheren Blick des Auges und um den Mund, die weichen, fein geschwungenen Linien am Oval des schönen Frauenkopfes mit den schwellenden Lippen, den überaus freundlich blickenden mandelförmigen Augen und dem zur Seite der hohen Stirn leicht herabfließenden Wellengeringel des offenen Haares, aus dem eine einzelne Locke sich losgelöst hat, machen dieses Doppelbildnis zu einem der anziehendsten Wandgemälde Karlsteins, und es ist umsomehr zu bedauern, dass dasselbe, namentlich das Bild des Kaisers, nicht ganz verschont geblieben ist von verschleiernder Übermalung. Neuwirth thut schwerlich zuviel, wenn er den Bildnissen, speciell dem weiblichen, dessen Auffassung Ähnlichkeit verräth mit der Triforiumbüste des Prager Domes,[1]) größtes Lob spendet; sie zeigen thatsächlich die Porträtkunst des 14. Jahrhunderts auf achtenswerter Höhe. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben diese beiden Brustbilder als Porträte neben denen der Marienkapelle die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen und ebenfalls eine in dem weiblichen Bildnis nicht unbedingt glückliche Nachbildung veranlasst (vgl. II, Titelblatt).

Auch die eine der beiden Längswände, an deren jeder zum Schutze der unteren Edelsteinverkleidung zwei ehemals vergoldete Eisenstangen hinlaufen, wies ursprünglich Malereien auf, die aber

---

[1]) Vgl. bei K. B. Mádl, XXI Porträtbüsten im Triforium des St. Veitsdomes zu Prag (Prag, K. Bellmann 1894), Taf. IV (ebenda, Taf. I die Büste Karls).

noch zu Karls IV. Zeit infolge veränderter Anordnung durch den Edelsteinschmuck größtentheils verdeckt wurden. Es sind das sieben Brustbilder von Heiligen an der Nordwand unterhalb der Rippenansätze, wovon unter aufgemalten gothischen Bogen noch sechs Köpfe zu sehen, der siebente dagegen bloß nachweisbar ist. Bestimmbar sind heute nur noch vier: St. Adalbert, Wenzel, Procop und Veit (vom Altar gerechnet der 1., 3. bis 5., die drei letztgenannten I, 43, Abb. 6), vier Landespatrone, denen sich vielleicht die heilige Ludmila und die zu Karls Zeit zu besonderen Ehren gekommenen Heiligen Cyrill und Methud anreihten.

Von den beiden Spitzbogenfenstern der südlichen Längswand hat uns die obere Hälfte des einen beim Altar noch einen höchst willkommenen Rest alter Glasmalerei des 14. Jahrhunderts erhalten. Ursprünglich trug wohl jedes Fenster zwei Scenen aus dem Leiden Jesu. Denn das einzige in unsere Tage herübergerettete farbenprächtige Glasgemälde (Taf. XVIII) ist eine schöne Kreuzigungsdarstellung, die unstreitig mehrfach an die des Altartisches (Taf. XVI) erinnert, jedoch nicht nur um das Motiv des Lanzenstoßes und der Heilung des blinden Longinus bereichert, sondern auch sonst in Einzelheiten nicht unwesentlich verschieden ist, also nach Neuwirths vorsichtiger Darlegung schwerlich von demselben Meister, wohl aber von einem, der jenes Altartischbild gut kannte und sich bei seinem eigenen Werke vor Augen hielt, ohne seine Selbständigkeit ganz zu opfern.

Nicht zum ursprünglichen Bestande der Katharinenkapelle gehört eine jetzt darin aufbewahrte kleine Marmorstatue, Maria mit dem (im Oberkörper ergänzten) Kinde auf dem linken Arm, eine anmuthige Arbeit wahrscheinlich französischen Ursprungs, die Karl vielleicht von einer seiner Reisen, etwa zum Schmuck der Marienkirche, mitbrachte. Sie zeigt, abgesehen von den aufgemalten Augensternen, auch Goldspuren an den Gewandsäumen, dem Gürtel und der Rose in der Rechten Marias (Taf. L).



Die Wandgemälde des Treppenhauses an der Südseite des Hauptthurmes, das zur Kreuzkapelle emporführt, stellen eine Doppelfolge von Scenen aus den Legenden des heiligen Wenzel und der heiligen Ludmila dar, jene links von unten hinauf-, diese rechts von oben herablaufend und in ihrer Vertheilung sich den Brechungen der Treppe anpassend. Nach unten grenzt sie ein weißer, von zwei schwarzen

Linien umsäumter Streifen über grünem Sockel ab; oben an der Decke schweben musicierende Engel, die untere Fläche und die beiden Abschrägungen der Bogen über den einzelnen Absätzen tragen auf grünem Grunde mit der Patrone aufgemalt lichtblaue und braunrothe Granatäpfelmuster. Erläuternde Inschriften fehlen; auch die einst von den auf Veranlassung des Burggrafen Wilhelm Slawata vorgenommenen Restaurierungsarbeiten zeugende Inschrift ist erloschen. Zum Theil schwer beschädigt, übermalt und im Erhaltenen noch während der letzten Jahrzehnte stark verblasst sind auch die Bilder selbst, und öfter müssen die schon erwähnten Pausen und Copien ergänzend aushelfen. Dazu kommt, dass die Enge des Raumes und ungünstige Beleuchtung eine mühelose Betrachtung und richtige Beurtheilung im einzelnen vielfach beeinträchtigen. Die Folge davon war, dass man sich über diese interessanten Bilder früher in der Regel mit recht allgemeinen Bemerkungen hinweghalf. Neuwirth hat auch ihnen eine höchst sorgsame und eindringliche Untersuchung gewidmet, die lohnende Ergebnisse einbrachte und die kunstgeschichtliche Bedeutung der beiden Bilderfolgen erst würdigen lehrt. Für die Tafeln XIX bis XXVI musste er sich allerdings aus den angeführten Gründen auf eine übrigens reichliche Auswahl beschränken, und es ist nur zu begreiflich, wenn ebenso wie bei manchen Bildern der Marienkapelle einzelnes daraus undeutlich und schwer oder gar nicht erkennbar erscheint; nichtsdestoweniger geben sie eine wertvolle und willkommene Anschauung von diesen Malereien nach ihrem heutigen Zustande.[1])

[1]) Kleine Verschiedenheiten zwischen der Bildbeschreibung Neuwirths und den Tafeln sind mir nur dreimal aufgefallen. Nach Taf. XIX, 1 (vgl. I, S. 50) legt die ohne Zweifel richtig auf Drahomira gedeutete Frau nicht „beide Hände auf die Schultern" der vor ihr knienden Jungfrau (Wenzels Schwester Přibislawa?) sondern die Linke auf deren linke Schulter, die Rechte ruht in sprechender Geberde auf ihrer eigenen linken Brust (zum Theil über dem Mantel); Taf. XXIV, 3 zeigt die Linke des heiligen Wenzel nicht herabhangend (S. 50 f.), der linke Arm ist vielmehr in natürlicher Biegung des Ellenbogens vorwärts gehalten (wie der rechte); was der Heilige in der Hand hält, ist auf der Tafel nicht zu erkennen; nach Taf. XXV, 2 fallen die strähneartig gelockten Haare der im Taufbecken stehenden heiligen Ludmila nicht allein „über die linke" (S. 55), sondern über beide Schultern herab. Im zweiten Fall bin ich unsicher, ob es sich nicht vielleicht nur um eine Bildverwechslung in der Verweisung auf die Tafeln handelt. Die Abbildung stimmt wenigstens jedenfalls besser zu der gleich darnach (S. 51) beschriebenen Darstellung, die den Heiligen bemüht zeigt, den Schieber des Schlosses an der Thüre einer Rundkapelle zurückzuschieben („Öffnen des Kerkers"). Die beiden anderen Fälle, ganz besonders der kaum der Erwähnung werte dritte, betreffen leichtwiegende, nebensächliche Einzelheiten.

Die Bilderfolge aus der Wenzel-Legende beginnt, da wir von einem in der Kreuzkapelle verwahrten, auf den Unterricht des jungen Wenzel in Budeč deutbaren Bruchstück füglich absehen dürfen, mit dem Tode seines Vaters Wratislaw und zeigt uns dann Wenzels Krönung, dessen Empfang durch den deutschen Kaiser, seine Liebeswerke an Gefangenen, Todten und Armen einschließlich des Galgenumhauens, seines Gebetes am Altare und seiner Misshandlung im Walde, dazwischen auch seine frommen Arbeiten im Dienste des heiligen Messopfers von der Bestellung des Feldes und Weinberges bis zum Backen und Überbringen der Hostien und zum Keltern des Weines, die wunderbare Begegnung mit Herzog Radislaw, endlich sein Martyrium vom Mahle in Alt-Bunzlau bis zur Überführung und Einholung der Leiche nach Prag. Daran schlossen sich ehedem noch von Passavant gesehene, ebenfalls durch die Copien bezeugte, heute nahezu ganz verlorene Votivbilder des Kaisers und der Kaiserin; also auch hier persönliche Erinnerungen an den Erbauer, deren Verlust wegen der uns nun entgehenden Vergleichung mit den übrigen Bildnissen Karlsteins recht empfindlich ist. Sie können an dieser Stelle umsoweniger überraschen, als Karl, durch seine Mutter von den Přemisliden herstammend, in Herzog Wenzel nicht nur den Heiligen, sondern zugleich seinen mütterlichen Ahnherrn und Vorgänger in der Herrschaft Böhmens verehrte.

Von Wenzel war aber nach der Legende Ludmila nicht zu trennen. Die ihr gewidmeten Darstellungen beginnen mit kärglichen Bildresten, über deren Gegenstand und Composition sich heute nicht mehr sicher urtheilen läſst; nach ihrer Stellung in der ganzen Bilderfolge und nach den Copien dürften sie sich am ehesten auf den Götzendienst Bořiwois und Ludmilas, möglicherweise auch auf deren Vermählung bezogen haben. Daran reiht sich das Mahl Swatopluks und als dessen Folge die Taufe des Herzogs und Ludmilas, im Anschluſs an diese der Bau der Marienkirche in Prag und ein Familienbild des fürstlichen Paares, links den Herzog mit den drei Söhnen, rechts die Heilige mit den drei Töchtern zeigend, weiter Bořiwois Tod und Spitihněws Krönung, und mit Ludmilas Communion und Martyrium endet das Ganze.

Welches persönliche Verhältnis Karl IV. zu diesem Legendenstoff hatte, ist schon angedeutet worden. Er ließ auch ungefähr gleichzeitig oder doch nur um weniges später (1372/73?) die 1366 vollendete und 1367 (30. November) eingeweihte Wenzelskapelle im

Prager Dom mit Scenen aus dem Leben des heiligen Landespatrons schmücken. Leider sind uns diese in ihrer ursprünglichen Ausführung nicht mehr erhalten, und selbst die im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien aufbewahrten Nachbildungen, die Matthias Hutsky 1585 für Erzherzog Ferdinand von Tirol anfertigte, können trotz oder vielmehr wegen ihrer ausdrücklich versicherten Treue dem Stile nach nicht die alten Bildwerke, sondern offenbar nur die Erneuerungen wiedergeben, die infolge des unglückseligen Brandes von 1541 nothwendig geworden waren.

Aber die Scenenauswahl und Reihenfolge wird man beibehalten haben, und so können wir wenigstens nach dieser Richtung vergleichen. Dabei ergibt sich eine sehr lehrreiche Übereinstimmung gerade in Legendenzügen, die erst im 14. Jahrhundert ausgebildet werden, sichtlich in dem Bestreben, die Bedeutung des heimischen Fürsten mit den Mitteln der Legende zu steigern, unbekümmert darum, ob nicht vielleicht einmal die thatsächlichen geschichtlichen Verhältnisse umgekehrt wurden. Beide Bilderfolgen stellen nämlich unter anderem die Begegnung des Heiligen mit dem deutschen Kaiser und dem Herzog Radislaw dar und zwar in der Weise, wie sie zuerst Dalimil erzählt. Wir dürfen hier umso eher Einflussnahme des kaiserlichen Auftraggebers voraussetzen, als letzterer bekanntlich seine Vorliebe für jenen Legendenstoff auch selbst literarisch bethätigte und sich dabei in der Hervorhebung dieser Scenen auf denselben Dalimil'schen Standpunkt der Legendenentwicklung stellt, auf dem die Maler stehen, ganz abgesehen von anderen Berührungen. Die Welislaw-Bibel, die am Schluss gleichfalls Scenen aus der Wenzel-Legende vorführt, bringt darunter zwar manchen Zug, der in Karlstein unbenützt blieb, aber gerade jene beiden Begegnungen nicht; aus keinem anderen Grunde, als weil die Legendendarstellung, die schon Wocel richtig als ihre Quelle erkannte, auf einem älteren Standpunkt steht und sie nicht kennt. Jünger als die Welislaw-Bibel, aber auch aus dem 14. Jahrhundert ist die Bilderhandschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 370. Sie bewegt sich in ihren Darstellungen aus der Wenzel-Legende bereits auf dem Standpunkt der Entwicklung bei Dalimil, sie bringt (Neuwirth I, Taf. XXVIII, 1) die Begegnung mit dem Kaiser in derselben Auffassung wie bei diesem und auf den Karlsteiner und Prager Wandbildern.

Aber noch ein anderes interessantes Ergebnis trägt die Vergleichung der beiden Bilderhandschriften mit den Karsteiner Bilderfolgen ein. In der Welislaw-Bibel sind Wenzel- und Ludmila-

Legende noch ungeschieden; Scenen der einen stehen mitten zwischen jenen der anderen. Nicht so mehr in der Wiener Handschrift und in Karlstein: hier hat sich bereits die Ludmila-Legende von der Wenzel-Legende selbständig abgelöst zu einer gesonderten Bilderfolge.

Steht also die Wiener Handschrift den Karlsteiner Bilderfolgen unstreitig näher als die Welislaw-Bibel, so fehlt es doch auch nicht zu dieser an Beziehungen und Berührungen, sei es im Scenenbestand, sei es in manchen beachtenswerten Einzelheiten. Das zeigt z. B. die unbefangene Herübernahme einer Äußerlichkeit wie der Oblatenform (Taf. XXI,2 und XXVII,3, vgl. XXVIII. III,13) oder die Annäherung gewisser Bewegungsmotive, z. B. beim Traubenlesen (Taf. XXI,1 und Taf. XXVII, vgl. auch die wieder in der Haltung der Hände, besonders der die geschnittene Traube unterstützenden Linken sehr nahe stehende Wiener Darstellung, Taf. XXVIII. III,11 u. a.).

Eine enge Fühlung zwischen der Buch- und monumentalen Malerei tritt hier wieder so gut zutage wie bei den Darstellungen aus der Apokalypse, und man darf nach all dem unzweifelhaft mit Neuwirth annehmen, dass Karl „nicht nur verschiedene Textbearbeitungen, sondern auch verschiedene Illustrationsfolgen dieses Stoffes kannte und bestimmte Darstellungen derselben sowie ihre Reihenfolge dem Maler als orientierende Anhaltspunkte näher bezeichnete". Aber trotz dieser Einflüsse wahrte der Künstler seine Selbständigkeit; er verzichtete weder im einzelnen und kleinen auf eigene Naturbeobachtung und deren glückliche Verwertung (man beachte z. B. beim Säen Taf. XX,2 die Hände, besonders die das Säetuch unterstützende Linke, vgl. Taf. XXVIII. III,5; auch das Mähen und Dreschen Taf. XX,3; das Halten des Löffels und der Oblatenform beim Hostienbacken Taf. XXI,2; das Umhauen des mit der Linken angefassten Galgens Taf. XXVI,2; das Halten des Kruges und dessen Behandlung bei der Taufe Ludmilas Taf. XXV,2), noch gab er seine Freiheit preis in der Art des Componierens, im Festhalten oder Zusammenfassen gesonderter Scenen und in sonstigen kleineren Änderungen gegenüber seinen Vorlagen (vgl. die Kaiserbegegnung Taf. XIX,3 und XXVIII, 1). Beachtenswert ist neben der reichlichen Heranziehung der Architektur (besonders interessant der Kirchenbau Taf. XIX,3) die mehrfache Einbeziehung der Landschaft. Das könnte freilich zum Theil schon durch die Natur der Aufgabe bedingt scheinen, einzelne Scenen (wie das Holztragen und die Misshandlung im Walde Taf. XXIII,1 mit stilisiertem Eichenlaub; das Umhauen des Galgens und die Feldarbeiten Wenzels mit Berg-

hintergrund Taf. XX) forderten geradezu Verlegung ins Freie oder legten die Heranziehung der Landschaft als Hintergrundes wenigstens nahe; aber sie beschränkt sich nicht darauf, sie verbreitet sich über die Fensterleibungen, und auf dem Familienbilde „Bořiwoi und Ludmila mit ihren Kindern" öffnet sich die gothische Halle, um Ausblick auf eine Landschaft zu gewähren.

Würdigt man das alles nach Verdienst, so wird man die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser beiden Karlsteiner Bilderfolgen nach mehr als einer Richtung hin nicht weiter verkennen und unterschätzen.



Die Kreuzkapelle, zu der uns diese Gemälde emporgeleiten, war vom Ursprung her angesichts ihrer besonders geheiligten und bedeutsamen Bestimmung mehr als irgendein anderer Theil der Burg durch üppige Pracht ausgezeichnet, von der heute allerdings vielfach nur noch einzelne Spuren und karge Reste Zeugnis geben. Sie ist ein saalartiger, von zwei Kreuzgewölben überspannter Raum (Taf. XXIX), den ein sehr schönes, einst reich verziertes Gitter mit schwungvoller Bogenbekrönung sammt Kreuzblume (Neuwirth I, 87, Abb. 14) in zwei Hälften, eine vordere und eine hintere, scheidet, jene mit gelb und grün, diese mit roth und grün lasierten Ziegeln bepflastert. Drei hohe Maßwerkfenster, zwei den beiden Hälften entsprechend an der Ostwand, eines hinter dem Gitter an der Westwand, spenden mäßiges, wenigstens ungleich vertheiltes Licht. Zwischen Sockel und Gewölbeansatz führen sämmtliche Wände Edelsteinverkleidung, der Kreuzkapelle conform zum Theile in Kreuzesstellung, auf mannigfach ornamentiertem, vergoldetem Gipsgrund. Darüber trägt eine lichtblaue Tragleiste zusammen mit den von den Eckconsolen an den Fensternischen herablaufenden Leisten das Rahmengerüst für die wieder in vergoldeten Gipsgrund eingelassenen Tafelbilder. Reichen Schmuck trugen auch die vergoldeten Gewölberippen und Kappen, die Fensterwölbungen und der blaue Grund der Hochaltarnische, die hinter vergoldetem Gitter die Reichskleinodien barg, und die Kunst des Steinmetzen durfte sich wenigstens in den kräftigen und zugleich gefälligen Consolen (I, 20, Abb. 2) zeigen. Die Wappenthiere des deutschen Reiches und Böhmens, Adler und Löwe, am Rande jener Nische, auf den Goldblechverzierungen der Tragleiste (I, 65, Abb. 10) und auf den Ornamenten des Gipsgrundes der Wände, hier auch wiederholt ein K und die Krone erinnern in diesem Raume ebenfalls an den kaiserlichen Erbauer. Das Licht, das durch die Fenster hereinfällt, reichte nicht aus, die Pracht

zu voller Geltung zu bringen; aber wenn auf den Stacheln des eisernen, einst vergoldeten Gestelles, das am Wandsockel hinläuft, die 1330 Kerzen brannten, wenn die vom Gitter abgeschlossene Hälfte durch ihre Krystallaternen erhellt wurde und der Glanz sich in den 2392 geschliffenen Steinen der Wandverkleidung spiegelte, wenn bei solcher Lichtflut von den Gewölbekappen der blaue Himmel mit Sonne, Mond und goldunterlegten Krystallsternen herableuchtete, ebensolche Sterne aus den Fensternischen und aus dem vergoldeten Bleinetz der Maßwerkfenster die kleinen kreuzförmig eingesetzten Edelsteine niederstrahlten, und wenn inmitten dieser Herrlichkeit von Altar und Wänden die ehrwürdigen heiligen Gestalten in der Frische ihrer Farben herabgrüßten, so muss das ein Anblick von überwältigender Wirkung gewesen sein. Heute berührt es wehmüthig, neben so vielem Schönen und Bedeutenden, was uns noch immer umgibt, die Zerstörung zu sehen: von der Edelsteinverkleidung sind zwar 2267 Stück übrig, aber von den Edelsteinen, die einst an den Bogen der Gitterbekrönung niederhiengen, nur ein einziger Chrysopras; auch von den Krystallaternen zeigt bloß ein einziges Holzgestell seine gefällige Kegelstumpfform (I, 64, Abb. 9); der schöne Himmel hat seine Leuchten verloren, und von den Tafel- und Wandbildern fehlen manche, andere sind verblasst und scheinen zu trauern um ihre Gesellen und die stolzen Tage der Vergangenheit, die sie erlebt — man möchte sie alle wieder zusammen und in ihre alte herrliche Umgebung zurückwünschen.

Es ist ohne Zweifel eine Nachwirkung des Interesses, das im vorigen Jahrhundert zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf den Bilderschatz Karlsteins lenkte, dass man seither immer den Tafelbildern der Kreuzkapelle eine besondere Beachtung schenkte. Ihre Anordnung ist nicht so planlos, wie man meinte. Das bezeugen die von Ehemant an der Altarwand hinter den abgenommenen Bildern entdeckten und von dem Maler Horčička bestätigten Kohlenlinien und Handzeichnungen, von deren neuerlicher Untersuchung freilich aus einleuchtenden Gründen vorderhand abgesehen werden musste, die aber kaum einen anderen Sinn haben konnten, als der Raumvertheilung und vorläufigen Orientierung zu dienen; es bezeugt es aber auch eine genauere Betrachtung der Bildergruppen selbst. Die Bestimmung der einzelnen Bilder, früher durch die eingelassenen Reliquien und Inschriften sichergestellt, ist heute allerdings nach deren Entfernung zum Theil erschwert oder ganz unmöglich; doch gibt unsere Kenntnis von dem einstigen Reliquienschatz Karlsteins einigen Anhalt.

In dem Raume hinter dem Gitter vereinigte die Altarwand (Taf. XXX) vormals um den Erlöser selbst seine nächsten Angehörigen: in der Mitte oben der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes (Taf. XXXI); darunter der Schmerzensmann in einer Tumba, umgeben von zwei Engeln links und den drei heiligen Frauen mit den Salbgefäßen rechts, wie sie bei der Osterfeier erscheinen; darunter über der vergitterten Nische die Madonna mit dem Kinde zwischen dem heiligen Wenzel und dem heiligen Palmatius (Taf. I); rechts und links von diesen Mittelbildern unter den von Engeln gehaltenen bekrönten Wappenschilden des Landes und des Reiches und zwischen den vier Erzengeln in drei Reihen die heilige Anna sammt Maria und dem Kinde, Apostel und Evangelisten und (links neben der Nische) als Vorläufer des Lammes auf seiner Linken, auf das er mit der Rechten hinweist, Johannes der Täufer. Die zwei Hauptbilder der Mitte, die Kreuzigung und die Madonna, fehlen jetzt; sie befinden sich seit 1780 in den kaiserlichen Sammlungen zu Wien und sind infolge dessen am besten erhalten; an Stelle des unteren erinnert heute eine Inschrift an Kaiser Ferdinand.

Die Wandflächen der Epistel- und Evangelienseite zwischen der Altarwand und den Fenstern setzen unter und zwischen je zwei Propheten in je zwei Reihen die Apostelbarstellungen fort, denen sich auf der Evangelienseite wahrscheinlich der heilige Theodor anreiht (Taf. XXXII, linke Hälfte; XXXIII, rechte Hälfte); hervorzuheben wäre darunter besonders der heilige Matthias mit der Hellebarte (Epistelseite unter dem oberen Propheten) und vielleicht noch der heilige Bartholomäus mit dem Messer (Evangelienseite desgl.). Die entsprechenden Wandflächen rechts vom Ost- und links vom Westfenster (Taf. XXXII, rechte Hälfte; XXXIII, linke Hälfte) setzen in gleicher Weise die Prophetenbilder fort und zeigen darunter und dazwischen und zwar die Ostwand Heilige (St. Veit, rechts unten St. Mauritius), die Westwand Bischöfe (St. Wolfgang, St. Adalbert).

Auch die beiden Fensternischen im Osten und Westen weisen zu beiden Seiten der Fenster über der Edelsteinverkleidung je sechs Tafeln in zwei Reihen auf. Besondere Beachtung verdienen die schönen Frauenbilder der Ostfensternische (Taf. XXXIV. XXXV): in den oberen Reihen heilige Jungfrauen (links Agnes mit dem Lamm, Ursula mit dem Pfeil, Margareta mit dem Drachen, rechts Katharina mit dem Rade, Barbara mit dem Fensterthurm); in den unteren Frauen, Witwen und Nonnen, darunter auf der linken Seite neben Hedwig

mit dem Kirchenmodell und Ludmila mit dem Halstuch, ausgezeichnet durch Naturwahrheit und seelenvolle Empfindung, die einen Hungrigen speisende Elisabeth. In der Ostfensternische entsprechen sechs Bilder ehrwürdiger Bischöfe und Diakone (soweit sie sicher deutbar sind): links oben in der Mitte der heilige Dionysius, sein abgeschlagenes Haupt vor der Brust haltend; rechts oben der Drachenbezwinger St. Romanus von Rouen, rechts unten als Diakone tonsuriert Laurentius mit dem Goldrost und Stephanus mit dem Stein (Taf. XXXI. XXXII).

In dem Kapellenraum vor dem Gitter setzen die beiden Ostwandhälften links und rechts von der vorderen Fensternische (Taf. XXXVIII) die Prophetendarstellungen fort und reihen an den heiligen Mauritius, den Führer der thebaischen Legion, der die rechte Ostwandhälfte hinter dem Gitter abschloss, heilige Streiter aus dieser mit dem Kreuz als bedeutsamer Schild- und Fahnenzier an.

Die ungetheilte und darum umso stattlicher wirkende Westwand (Taf. XXXIX) zeigt unter dem bekannten Sinnbild des leidenden und siegenden Erlösers, dem Lamme mit der Kreuzesfahne und dem blutauffangenden Kelche, das zwei rauchfassschwingende Engel umgeben, in drei weiteren Reihen zunächst zwischen je zwei Propheten drei Benedictineräbte (darunter in der Mitte den heiligen Benedict selbst) und fünf Bischöfe (Kirchenlehrer), endlich zuunterst sieben Herrscher, diese an ihren ursprünglich goldenen und silbernen, seit Sigismund durch hölzerne ersetzten und schwerlich auch in ihrer Form unverändert gebliebenen Schilden theilweise erkennbar als König Stephan von Ungarn, als zwei deutsche Kaiser, Heinrich II. und Karl der Große, und als St. Wenzel.

Die Südwand setzt zum Theil die Anordnung der Westwand fort. Wir sehen da an den Wandhälften links und rechts von einem Spitzbogenfenster (Taf. XL) in den beiden oberen Reihen zwischen Seraphim zunächst die charaktervollen Prachtgestalten der zwei Einsiedler Antonius und Paulus und darunter vier Päpste (Leo der Große, Urban, Clemens, Calixtus), in der dritten Reihe zuunterst aber wieder sechs Herrscher, einige davon ihrem Wappen nach demselben Lande angehörig wie zwei der Westwand. In den Leibungen der Fensternische (Taf. XLI) waren ursprünglich die vier großen Kirchenlehrer angebracht: links oben Papst Gregor der Große, ihm gegenüber der heilige Hieronymus, unter ihnen links der heilige Augustinus, rechts der heilige Ambrosius, sämmtlich dem Innern

der Kapelle zugekehrt, die zwei zur Linken Bücher schreibend, die rechts lesend dargestellt — vier trefflich ausgeführte Brustbilder, unter denen namentlich der ehrwürdige Charakterkopf des heiligen Hieronymus, der unter seinem Cardinalshut mit dem echten Forscherblick und der abgeklärten Milde und Ruhe des Weisen in sein halbgeöffnetes Buch schaut, noch heute auf jeden Besucher mächtig wirken muss. Nur er und sein Gegenüber befinden sich an ihrer alten Stelle; die beiden Plätze unter ihnen sind leer; die Bilder wurden wie die beiden schon genannten 1780 nach Wien geschafft.

Auch die Nische des vorderen Ostfensters weist eine Lücke auf: das dritte Bild der unteren Reihe der linken Wand (Taf. XLII) gegen das Fenster zu fehlte schon zu Balbins Zeit und ist verloren. Es muss wohl ein Frauenbild gewesen sein, entsprechend der heiligen Maria Magdalena mit der Büchse und einem Buch zur Linken des Bischofs in der Mitte, wie in der oberen Reihe gleichfalls ein Bischof zwischen zwei Märtyrinnen mit Palme und Buch erscheint. Eine ähnliche Symmetrie beobachtet die rechte Nischenwand (Taf. XLIII), die in der oberen Reihe drei Bischöfe, in der unteren fünf Benedictinermönche auf einer Tafel vereinigt zwischen zwei Äbten dieses Ordens zeigt und dadurch auch wieder zur Westwand in Beziehung tritt.

So ist auf diesen Tafelbildern in der Kreuzkapelle um den gekreuzigten Erlöser, dem sie geweiht ist, die ganze Gemeinschaft der Heiligen in ihren verschiedensten Vertretern nach Stand und Geschlecht sammt den auf ihn hinweisenden Propheten und seinen himmlischen Dienern und Boten, Engeln, Erzengeln, Seraphim, versammelt, und die Reliquienverehrung ist auch hier leitender Gedanke.

Nicht mindere Beachtung als diese berühmten Tafelbilder verdienen die Wandmalereien der Kreuzkapelle, die leider ebenfalls zum Theile schwer beschädigt, wenn nicht ganz zerstört sind. Auch sie stehen, wie zu erwarten, in enger Beziehung zu der Widmung des heiligen Raumes, den sie zu schmücken bestimmt waren. Die beiden Bilder an der Wölbung des Westfensters entnehmen ihr Motiv gleich den Darstellungen der Marienkapelle der Apokalypse: rechts (Taf. XLIV) der in goldener Mandorla thronende Herr (nach Apok. 1, 12 bis 16; 4, 5 bis 7; 5, 1), ein Greis mit goldenem Gürtel, in der Rechten einen der sieben über seiner rechten Schulter schwebenden Sterne, in der Linken das versiegelte Buch haltend, darüber die sieben Leuchter, zu beiden Seiten die Diener und Stimmen, zu seinen Füßen sich schmiegend die vier apokalyptischen Thiere, außerhalb der Man-

dorla Engel und die neun Chöre; links (Taf. XLV; nach Apok. 4, 4. 10; 5, 6. 8; 14, 1) auf dem Berge Sion das Lamm mit den sieben Hörnern, im rechten Vorderfuße das offene Buch, im linken die Fahne haltend, vor dem sich die 24 Ältesten anbetend von ihren Stühlen zur Erde niederwerfen und ihm ihre Kronen und Harfen und in Goldgefäßen die „Gebete der Heiligen" darbringen. Beide Bilder zeichnen sich im Vergleich zu verwandten Darstellungen durch größere Freiheit sowohl in der einheitlichen Verschmelzung mehrerer Bibelstellen und sonst getrennter Motive als in dem Verzicht auf Unmalerisches (wie das Schwert im Munde des Thronenden) bei sonst treuem Anschluss an das Bibelwort und durch geschickte Composition aus, also ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei den Bildern der Marienkapelle.

Die Darstellungen der gegenüberliegenden hinteren Ostnischenwölbung behandeln Motive aus dem Leben der heiligen Jungfrau: links die Verkündigung (Taf. XLVI, 2) und (gegen das Fenster zu) die Heimsuchung, beide, namentlich die zweite, mehr oder weniger beschädigt; rechts, verhältnismäßig gut erhalten, die Anbetung der heiligen drei Könige (Taf. XLVII), ein höchst anziehendes Bild, gleich trefflich in der Naturwahrheit der Krippenumgebung und der Lebendigkeit des strampelnden, verlangend die Arme vorstreckenden nackten Kindes, das die liebliche, beglückte Mutter mit beiden Händen kaum zu halten vermag, wie in der Stimmung des Ganzen. Der letzte der drei Könige, die kunstvoll aufgebaute Goldgefäße darbringen, zeigt Ähnlichkeit mit Karl IV.

Am übelsten mitgenommen sind die Scenen der vorderen Ostfensternische: zwei links, Christus zwischen Maria und Martha (Taf. XLVI, 1) und gegen das Fenster zu, fast ganz zerstört, Maria Magdalena, Christi Füße mit ihren Thränen netzend und salbend; zwei rechts, die eine zunächst dem Fenster nur noch schwer erkennbar, von Früheren als Erweckung des Lazarus gedeutet, was zu einer in Karlstein nachweislich aufbewahrten Lazarusreliquie stimmen würde, von Neuwirth nach den erkennbaren Umrissen auf die Frauen am Grabe Christi bezogen, die andere, Maria Magdalena vor dem Auferstandenen, ähnlich wie auf dem Secretsiegel des Erzbischofs Ernst von Pardubitz, das sich unter dem Altar der Marienkapelle fand (Abb. 11, S. 77), durchaus also Scenen aus dem Leben der Maria Magdalena, die auch in der unteren Reihe der Tafelbilder links auftritt und seit Gregor dem Großen vielfach mit Maria aus Bethanien, der Schwester Marthas und des Lazarus, und mit der öffentlichen Sün-

derin bei Lucas (7, 36 ff.) identificiert wurde. Wie hier durch diese Maria, so dürfte auch sonst eine Beziehung zwischen den Wand- und den nachbarlichen Tafelbildern bestehen: in der hinteren Ostfensternische erscheint die heiligste der Jungfrauen, die Mutter Jesu, über den heiligen Jungfrauen und Frauen, und das Lamm vermittelt zwischen der Westfensternische und der Westwand.

Merkwürdig sind die von Neuwirth nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen der eigenartigen Ausschmückung der Karlsteiner Kreuzkapelle und jener der Zwingenberger Burgkapelle am Neckar aus dem 15. Jahrhundert, die, wie er vermuthet, vielleicht vermittelt durch die Veitskirche zu Mühlhausen am Neckar, interessante Ausblicke auf den Zusammenhang mit deutscher Kunst eröffnen würden.



Außer dem besprochenen Bilderschatze werden in der Karlsteiner Marienkapelle noch zwei Altarwerke verwahrt. Das eine (Taf. XLVIII. XLIX), ein vollständiger, von Markowsky 1842 „bloß mit conservativen Mitteln" restaurierter Flügelaltar, hat sich entgegen früheren Anschauungen nach Costüm und Technik als ein späteres, zwar unverächtliches, aber nicht hochstehendes Werk Wladislaw'scher Zeit erwiesen und stammt aus der von Karl IV. gestifteten Palmatiuskirche im nahen Budnian; darauf deutet auch das Mittelstück, Christus die Wundmale weisend, zwischen dem heiligen Palmatius und dem heiligen Wenzel; die Innen- und Außenseiten der Flügel zeigen je vier auf die Geburt und das Leiden Christi bezügliche Scenen. Dieses Altarwerk hat also mit Karlstein nicht mehr zu thun, als dass es dort aufbewahrt wird, und beschäftigt uns nicht weiter.

Anders das zweite, ein Triptychon, von dem leider nur die beiden Flügel erhalten sind, deren einer schwer beschädigt ist (Taf. II); das Mittelstück fehlte schon zu Ehemants Zeiten, und nach dessen Äußerungen kann wohl kein Zweifel sein, dass dieser Flügelaltar zur Nikolauskapelle im Karlsteiner Palas gehörte, aus der sonst, abgesehen von zwei Bruchstücken eines Gurtbogens aus dem Nikolausthurm mit Resten decorativer Bemalung (Taf. XXVI, 3), nur noch eine bemalte Nikolausstatue aus Lindenholz (I, 86, Abb. 13) auf uns gekommen ist, aller Wahrscheinlichkeit nach etwas jünger als die Bischofdarstellungen der Kreuzkapelle. Der besser erhaltene Flügel jenes Altarwerkes zeigt uns eine schöne Madonna mit dem Kinde (Taf. III), das, auf dem rechten Arme der Mutter sitzend, mit der Rechten deren

Kinn liebkost und die Linke an ihren Halssaum legt. Auf dem anderen Flügel erscheint der nackte Schmerzensmann, dessen Kopf ganz zerstört ist, die gekreuzten Arme auf den Rand der Tumba legend. Die Bogenfelder der Aufsätze über beiden Darstellungen zieren die Brustbilder geflügelter Engel mit Spruchbändern, die Nischen der Rahmenpfeiler Heilige und musicierende Engel von großer Feinheit. Nach den Spruchbändern zu urtheilen, die in ihrer jetzigen Anordnung (Ps. 69,2 über der Madonna, Luc. 1, 3 über dem Schmerzensmann) nicht recht zu den Bildern passen, dürften die Aufsätze einmal in späterer Zeit vertauscht worden sein. (Fortsetzung folgt.)





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Ein österreichischer Romanschriftsteller.

Eine Kohlenzeichnung von Ludwig Michalek stellt den beliebten Romanschriftsteller Karl Baron Torresani in der kleidsamen Uniform eines österreichischen Uhlanenrittmeisters dar; aber auch ohne dieses Bild vor dem im Jahre 1896 erschienenen Bande „Aus drei Weltstädten" (E. Piersons Verlag, Dresden-Leipzig-Wien) hätte wohl niemand Zweifel gehegt, dass Torresani der österreichischen Armee früher als Officier angehört habe, denn wiederholt hat er in seinen Werken eine solche Vertrautheit mit den österreichischen Militärverhältnissen älterer Zeit, eine solche Kenntnis des Dienstes und eine solche Vorliebe für alle Soldatentypen verrathen, dass sein Stand sich deutlich zeigte. Auch seine Liebe für unser Vaterland hat Torresani wiederholt meist in feurigen Worten ausgesprochen und sich mit Stolz als Österreicher bekannt.

In seinem ersten Roman, der seinen Ruf begründete und allgemeines Aufsehen erregte, in dem „Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben", zuerst 1889, seither in zwei weiteren Auflagen erschienen, wurde unter dem Titel „Aus der schönen wilden Lieutenantszeit" nicht bloß der selig beginnende und unselig endende Liebesbund des Lieutenants Baron Buck und Evelinens, der Frau des verrückten Grafen Vallestrana, erzählt, sondern die Schicksale von ein paar Dutzend Angehöriger der österreichischen Armee geschildert. Der gütige wie der strenge Regimentscommandant; der aller Welt gefällige Regimentsadjutant Lamm, der so viel Gutes vermitteln kann; der scheinbar trockene Gamaschenknopf Jeřebek, der aber ein treues Herz hat; die Cadetten mit ihrer unsicheren Haltung; die anhänglichen und dabei so herzlich dummen Officiersburschen und viele, viele andere waren mit solcher Anschaulichkeit gezeichnet, dass Torresani ausdrücklich erklären musste, er habe zwar Typen, aber keineswegs bestimmte Personen im Auge gehabt.

Der Roman spielt in einer längst vergangenen Periode der österreichischen Heeresorganisation, da noch jener mannigfaltige Wechsel der Dislocationen die einzelnen Theile des Armeeverbandes von Nord nach Süd und von West nach Ost führte, da unseren Officieren italienische, ungarische, čechische und polnische Phrasen aus ihren verschiedenen Garnisonsorten in der Sprache hafteten, was Torresani mit sichtlicher Laune und virtuosem Nachahmungstalente ebenso verwertet wie die mancherlei Dialecte, die damals in den Colonnen ertönten. Viel belachte Armeewitze, bekannte Schrullen, nicht erfundene, nur etwas carikierte Abenteuer wurden von Torresani hervorgezogen, so dass ein sehr unterhaltendes, freilich künstlerisch etwas unruhiges Werk zustande kam.

Der Erzähler selbst ist mit Leib und Seele bei der Sache. Mit der ganzen Freude dessen, der in sich ungeahnte Schätze von Erinnerungen, Eindrücken und Beobachtungen entdeckt, zugleich aber die Gabe, sie gewandt, amüsant und elegant zu berichten, gieng Torresani ins Zeug; die Freude des Findens und Erfindens war größer als die Rücksicht auf die Composition. Dieser kleine Mangel war jedoch nur das Zeichen eines großen Reichthums an Phantasie, an Anschaulichkeit und Erzählerlust.

Übrigens verrieth Torresani auch schon künstlerisches Feingefühl; ein gewöhnlicher Erzähler hätte den ersten Band vermuthlich mit dem Capitel „Satisfaction im Überfluss“ (S. 361) abgeschlossen, wo die unglückliche Wendung von Bucks zweitem Duell mit den Worten berichtet wird: „Christian (Buck) taumelte und fiel mir in die Arme. Der Schuss war ihm in die Lunge gedrungen.“ Nicht so Torresani, er fügt das Capitel „Über den Rubicon“ hinzu, das Bucks mögliche Rettung vorführt und wirkungsvoll, aber künstlerisch geschmackvoller mit dem Eintreffen Evelinens bei Buck endet.

Überreich an grotesken Scenen und Einfällen war das Buch; besonders auf dem Schlosse Mühleben um den Grafen Mucki Vallestrana mit seiner halben Verrücktheit wimmelten die Originale, allein die Abenteuer des Cadeten Grafen Sirknitz, genannt „Casanova“, des Cadeten Vallé, genannt „Balaklava“, die romantische Fußpartie des Erzählers, Oberlieutenants von Trois-Etoiles und Balaklavas, die Ballscene waren nicht minder grotesk und komisch. Die Mischung von Ernst und Scherz, von Schuld und Verhängnis, von Leichtsinn und Pflichtgefühl verstärkte noch den bunten Charakter des Romanes und befriedigte viele Leser nicht nur in militärischen Kreisen.

In seinen „Schwarzgelben Reitergeschichten“ (1889) gieng Torresani einen Schritt weiter, vereinfachte die Mannigfaltigkeit und strebte strengere Geschlossenheit an. Die etwas derbe, nicht ganz appetitliche, aber urdrollige Geschichte „Die chemische Analyse“ mit ihrer harmlos boshaften Intrigue, die kurze Skizze „Ein österreichischer Veilchenfresser“ mit ihrem lächerlichen, stark carikierten Rittmeister Strabowitsch und das „Charakterbild von Anno dazumal“, „Kropatsch, der echte Cavallerist“, mit seinem komischen und doch so sympathischen Helden umschlossen eine ergreifende Novelle „Drei Tage für ein

Leben", die auch in einer französischen Übersetzung großen Erfolg hatte. Sie spielt in Brzezan und Umgebung anfangs der Siebzigerjahre, läſst manche Typen des galizischen Garnisonslebens auftreten, erzählt aber spannend die Liebe zwischen dem Generalstabshauptmann Felix Ruder v. Klingsboot und der Baronin Philippa Broniecka, die so tragisch endet. Die Nachwehen des polnischen Aufstandes von 1863, die schweren Verluste mancher Familien, die Anfänge der nihilistischen Bewegung in Russland verdüstern den Hintergrund, von dem sich umso schärfer der komische Beginn der Erzählung abhebt. Die Wolken ziehen sich immer schwärzer zusammen, Philippa wird für eine Verschwörung gewonnen, verschwindet plötzlich, taucht noch einmal auf, um ihrem Geliebten drei Tage zu schenken, dann aber in Mord und Tod zu gehen. Die fein abgetönten Landschaftsstimmungen, die freundlichen und die leidenschaftlichen Scenen, die klar umrissenen Gestalten vereinigen sich zu einem festgegliederten Ganzen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, wie keusch Torresani die leidenschaftliche Liebesfeier der beiden Glücklich-Unglücklichen behandelt; die Linie war schwer zu treffen und leicht zu verfehlen, aber Torresani hat den Takt des gesunden, kräftigen Mannes, der die Leidenschaft begreift und darum von der Lüsternheit nichts weiß. Dies hat er jedesmal bewiesen, wo die Sinnlichkeit hereinspielt; er ist nicht prüde, aber ein Mann von Weltton und feinem Empfinden.

Während Torresani bisher den tragischen Abschluſs der Liebe behandelt hatte, gab er in dem Doppelroman „Mit tausend Masten" und „Auf gerettetem Kahn" (1890) im Hinblick auf Schillers Epigramm die Erlebnisse der etwas capriziösen und eigenwilligen Gräfin Sophie Nemesfaludy, ihre Enttäuschung und ihre Heilung. Die Composition des Werkes ist recht interessant. Der erste Band hebt nämlich mit einer Scene an, die gerade zwischen dem ersten und dem zweiten Band in der Mitte steht, und erzählt dann erst, wie Sophie, ohne es zu ahnen, durch eine Intrigue in die Verlobung mit dem Grafen Aladár Grányi getrieben wird. Sie sieht in ihm ein Ideal, während er neben dem schönen Mädchen auch die schöne Mitgift gewinnen will, um sich vor der Schande zu retten. Er hat einen Wechsel auf den Namen seines Bruders gefälscht. Fortschreitend macht sich der Gegensatz ihrer Charaktere geltend, zuerst Verstimmung, dann Entnüchterung ist die Folge. In Nizza bricht Aladárs lang zurückgehaltene Spielwuth wieder los, er pointiert in Monte-Carlo sehr stark, aber ohne Erfolg; immer weiter läſst er sich hinreißen, bis ihn einmal Sophie dabei erblickt und mit Entsetzen das Zerrbild ihres Ideals erkennt. Die Scenen in den Spielsälen sind überaus plastisch gestaltet. Nach leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, nach Aladárs Versuch, Sophie mit Gewalt zur Ehe zu zwingen, will Sophie mit ihrem Vater abreisen; Aladár tritt ihr in den Weg und stürzt sie vom Landungssteg ins Meer. Im Duell tödtet er ihren Vater und verschwindet. Sophie bleibt gelähmt. Der zweite Roman führt dann die allmähliche Genesung Sophiens in Riva vor, wie sich in ihr enttäuschtes Herz heimlich wieder die Liebe stiehlt zu dem ehrlichen, wenn auch etwas derben Engländer Elmer O. Ashburton,

genannt „Apajune", wie nochmals Aladár auftaucht, ihr den Geliebten tödten will, was sie zu verhindern suchen muss. Die furchtbare Aufregung gibt ihren Beinen wieder Beweglichkeit, und alles wendet sich zum Guten.

Wird man auch manches romanhaft nennen, manches vielleicht als übertrieben fühlen, die psychologische Entwicklung, die Charakterzeichnung wird man als durchaus nothwendig und natürlich zugestehen. Und was nicht wenig ins Gewicht fällt, selbst Aladár wirkt nicht abstoßend, weil Torresani seinen Figuren Leben einhaucht, weil er am Schlechten noch das Gute zu erkennen gibt. So bleibt Aladár auch in der traurigsten Verfassung eine eigentlich noble Natur, der Antrieb zu allen seinen Schritten ist eben die tiefe Liebe zu Sophie. Der Hauptgruppe schließen sich die komischen Nebenpersonen nicht mehr äußerlich an wie im ersten Romane, sie bilden einen wesentlichen Theil des Ganzen und tragen das Ihre zur Entwicklung der Handlung bei.

Ein weiblicher Charakter wie Sophie ist auch Gräfin Jella Frankstein-Zagradsky, die Heldin des Romanes „Die Juckercomtesse" (1891), eigenwillig, selbständig, etwas bizarr. Sie will ins Kloster gehen, die Ihren wollen sie zurückhalten und hoffen es zu erreichen, wenn sich Jella verliebt. Harry Reichsfreiherr von Rüden-Proch wird von der Familie gewonnen, Jella den Hof zu machen und sie für sich zu interessieren, während ihm scheinbar entgegen gearbeitet würde, um Jellas Eigensinn zu erregen. Aber Jellas Schwester, Gräfin Hollmannsdorf, verräth den Plan aus Rücksicht auf ihre drei Buben, denen das Vermögen Jellas zugute käme. Harry liebt Jella wirklich und geht darum auf ihren Vorschlag ein, die von den Eltern gewünschte Komödie mit ihr durchzuführen, bis sie mit dem 7. October großjährig wird. Harry hofft eben, sie umzustimmen. Die Kämpfe sind nun mit feiner Hand gezeichnet, das Schwanken Harrys, der sich wider die ihm zugemuthete Rolle aufbäumt, das Schwanken Jellas, die allmählich an dem stattlichen und liebenswürdigen Manne Gefallen findet. Schon ist alles auf dem besten Wege, da läst sich Harry hinreißen und presst die Geliebte in leidenschaftlichen Küssen an sich, er dringt auf eine Entscheidung. Die etwas zu täppische Art seines Vaters, die Einflüsterungen der Gräfin Hollmannsdorf erwecken in Jella den Verdacht, dass es Harry nur auf die gute Partie ankomme, dass er den Goldfisch erobern wolle, um sich zu rangieren. Da er sich stolz gerade jetzt fernhält, erwidert sie mit Mädchentrotz. Die kleine Verstimmung führt zur Trennung; Harry setzt ein Ultimatum für ihre Entscheidung und geht auf Reisen, da ihm Jella verloren scheint. Und so tritt sie wirklich ins Kloster ein. Bei ihrer Verzichtleistung auf ihren Erbtheil unmittelbar vor der feierlichen Profess muss Harry als Zeuge mitwirken. Nun da sie kein Goldfisch mehr ist, richtet sie an Harry die Frage, ob er sie noch wolle, und so werden die beiden doch ein Paar.

Man sieht, auch hier findet sich manches Abenteuerliche, das aber Torresani mit seiner lebendigen Phantasie und seiner überzeugenden Darstellung ganz natürlich erscheinen läst, umsomehr als es nur zum Be-

helfe dient, die Charaktere zu entfalten und Conflict wie Lösung herbeizuführen. Das künstlerische Problem ist interessant, die Entwicklung spannend und die Composition so geschlossen, dass man die Nebenpersonen fast vergisst. Die capriziöse Vereinigung von Klösterlichkeit und flotter Weltlichkeit im Charakter der „Zuckercomtesse“ hat nichts Verwunderliches, weil sie von Torresani geschickt begründet und wahrscheinlich gemacht wird.

Aus derselben Gesellschaftsschichte stammt Torresanis zweibändiger Roman „Der beschleunigte Fall“ (1891), dessen Schilderungen so deutlich sind, dass wohl niemand die österreichische Provinzialhauptstadt verkennen wird, die sich hinter dem Namen „Erzburg“ verbirgt. Den Hauptvorwurf des überaus spannenden, ja zum Theil aufregenden Romanes bildet das Liebesverhältnis zwischen dem Rittmeister Cäsar Kämp Baron auf dem Bühl und der leichtsinnigen, herzlosen, aber liebenswürdigen Bella von Hilberth. Ihr räthselhafter Charakter, aus Verlogenheit und Naivität gemischt, leichtfertig, nur vom Moment bestimmt, fast an moral insanity streifend, treibt den ehrenhaften, aufrichtig liebenden, doch schwachen Cäsar immer weiter von Verirrung zu Erniedrigung, bis ihn der Wahnsinn aus dem unseligen Bunde löst. Um diesen Kern schließt sich eine bunte Menge von Figuren, reich abgestuft in Schattierungen, mannigfach wechselnd in ihren Zusammensetzungen, und es verräth eine ganz besondere Kraft der Anschaulichkeit, dass der Leser nicht verwirrt, sondern fortwährend festgehalten und für die kleineren Schicksale aufs lebhafteste interessiert wird. Namentlich die Gestalten des Prinzen Emo von Sagrasola und Stella Sellerheims ragen unter den Nebenpersonen als Contrastfiguren hervor. Bezeichnend für Torresanis Vorliebe, an den Menschen auch in der Verzerrung den guten Kern zu entdecken, ist die Art, wie er den „Pistolenmajor“ Pavelitsch, den alten Grenzer, behandelt. Allerdings ist's ein sonderbarer Kauz, zeigt viel Abstoßendes, Ungeschlachtes, Torresani aber lässt ahnen, welcher Herzensreichthum und welche Herzenseinfalt in dem viel verlachten Patron stecken. Der Verfasser steht eben nicht auf dem Standpunkte des Moralisten, er hat sich auf den ästhetischen Gipfel aufgeschwungen und betrachtet die Menschen als Zusammensetzungen von schwarz und weiß, von gut und schlecht. Immer wieder fällt diese milde Auffassung auf, die es ermöglicht, uns die Personen trotz ihrer Fehler sympathisch zu machen. Nahezu hundert Menschen vorzuführen, zu charakterisieren, auseinander zu halten und in die Handlung zu verflechten, dabei zahlreiche Gesellschaftsschilderungen, Landschaftsbilder, Stimmungen, Festlichkeiten mit hinein zu verweben und die psychologische Steigerung der Hauptcharaktere nicht zu versäumen — das ist eine gewiss nicht zu verachtende Leistung und konnte nur gelingen, weil Torresani alle Kunstmittel mit technischer Leichtigkeit beherrscht.

In dem Wiener Künstlerroman „Oberlicht“ (1893) treten unter durchsichtigen Decknamen die verschiedensten bekannten Wiener Persönlichkeiten auf und dienen den drei Hauptpersonen zur Folie. Der gerade, nicht ganz salonmäßige Bildhauer Fritz Roger, der seine Frau innigst

liebt, von seiner Sinnlichkeit aber fortwährend zu Thorheiten verleitet wird, und der äußerlich correcte, innerlich aber viel leerere französische Attaché Guy de la Borde stehen einander bald als Gegner gegenüber; Helene, Rogers Frau, krankhaft überreizt, steht zwischen beiden. Die erschütternde Tragödie endet mit dem Tode der Frau und dem Versinken Rogers, während Guy in Paris weiter tändelt. Consequent ist diese Liebestragödie durchgeführt, den Höhepunkt bildet das großartige Fest, das Roger bei Vollendung seiner Statue, der gefesselten Karthagerin, gibt.

Brillant ist der Widerstreit im Innern Helenens geschildert, die sich von Fritz verrathen glaubt und darum Rache nehmen will, sei es auch auf Kosten der Selbstachtung. Die unschuldige Liebesplänkelei mit Guy, besonders im Hause des alten Ehepaars Hotze, wird so zart geschildert, alles bleibt so sehr in den Grenzen des Decenten, dass selbst in den schwülsten Momenten kein verletzendes Wort fällt.

Seither hat Torresani zwei Bände mit Skizzen und Novellen veröffentlicht, die ernsten und ausgelassenen Soldatengeschichten „Ibi Ubi" (1893) sowie die drei Geschichten „Aus drei Weltstädten" (1896). Während er dort mit etwas veränderter Technik an die „Schwarzgelben Reitergeschichten" anknüpft und einzelne Figuren, wie den Hauptmann Venus, oder Ereignisse des Soldatenlebens behandelt, zeigt er hier eine wesentlich andere Physiognomie. Vor allem die Wiener Geschichte „Das Letzte" hält sich in den engsten Grenzen und greift in das kleinbürgerliche Leben der Wiener Vorstadt, um die Kämpfe im Herzen eines einfachen Mädchens mit kurzen, scharfen Strichen zu zeichnen. Die Pariser Geschichte „Weiße Mauern" entwirft das Bild einer bescheidenen Existenz, der Madame Herbault, die sich aus dem Schmutze des Lebens gerettet und ein neues, geachtetes Schicksal gegründet hat, aber durch den Egoismus des verbummelten Schriftstellers Saint-Romée um die Selbstschätzung gebracht und wieder in die Gosse zurückgeworfen wird. In beiden Novellen fällt die veränderte Art des Erzählens auf, jener kurze Thatsachenstil, jene scheinbare Theilnahmslosigkeit, jenes kühle Beobachten, das französischen Schriftstellern der neuesten Zeit so eigen ist. Torresani gesteht selbst zu, dass er versucht habe, mit den französischen Autoren zu wetteifern.

In dem umfangreichen Romane „Steyrische Schlösser" (W. F. Fontane & Co., Berlin 1897) kehrte Torresani wieder zu der Gesellschaftsschichte zurück, die ihm schon so viel wirksamen Stoff dargeboten hat, zur österreichischen Aristokratie. Wieder begegnen uns eine Reihe charakteristischer Typen, wieder packende, ja aufregende Scenen, prachtvolle Landschaftsschilderungen, die trefflich abgestimmt zur ganzen Erzählung passen — und doch hat Torresani einen weiteren bedeutsamen Schritt der Entwicklung durch diesen Roman bekundet. Er stellt sich nicht mehr bloß ein psychologisches Problem wie bisher, obwohl es in dem Verhältnisse Franz von Hoyers und Geraldinens keineswegs fehlt, sondern greift ein sehr wichtiges wirtschaftliches Problem heraus. Die agrarische Frage bildet den Kern des Romanes, das Schicksal

des Hoyer'schen Besitzes, das Symbol für den ländlichen Großgrundbesitz, der nicht genügendes Capital besitzt, und so eröffnet Torresani eine weite Perspective und verschafft seinem Romane tiefere Bedeutung. Auch der nationale Kampf wird wenigstens gestreift. Das alles verleiht dem letzten Romane einen ernsteren Charakter und zeigt Torresani von einer neuen Seite.

Aus den angegebenen Momenten wird hervorgehen, dass Torresani seit dem Beginne seiner Schriftstellerthätigkeit sichtlich fortgeschritten ist, von der losen zur geschlossenen Composition, vom leichten Sittenbilde zur psychologischen Analyse, von dieser zum socialen Problem, dass ihm aber seine scharfe Beobachtung, seine reiche Phantasie, seine Erfindungsgabe und seine Kunst zu unterhalten, zu ergreifen und zu interessieren treu geblieben sind. Der Weltmann, der seit Jahren seine Möbel nicht zu Gesicht bekommen hat, weil es ihn treibt, die Welt kennen zu lernen, der in internationaler Gesellschaft lebende, fremde Sprachen so beherrschende, dass er seine Romane selbst ins Französische zu übersetzen vermochte, er ist im Kern doch immer der alte Österreicher, und ihm geht wie seinem Trois-Etoiles das Herz auf, wenn er sein Vaterland preisen kann. Jedenfalls ist es erfreulich, dass er mit seinen absichtlich auch in der Sprache österreichisch angehauchten Romanen einen reichsdeutschen Verleger fand und dem reichsdeutschen Publicum ebenso bekannt ist wie seinen Landsleuten. Möge das Glück ihm weiter zur Seite stehen!

Lemberg. Prof. Dr. Richard Maria Werner.





Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Die in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1896/97 veröffentlichten Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Prag. a) Akademisches Staatsgymnasium in der Altstadt. Loukotka, Dr. Franz: Sedm proti Thebám. Tragoedie Aischylova (vv. 341 až 1030). („Sieben gegen Theben." Tragödie von Äschylus. Übersetzung vv. 341 bis 1030.) 28 S. — b) Staatsgymnasium in der Altstadt (mit deutscher Unterrichtssprache). Gottwald Adolf: Beobachtungen über Einheiten. 35 S. — c) Staatsgymnasium auf der Kleinseite (mit deutscher Unterrichtssprache). Strobl Anton: Zur Schullectüre der Annalen des Tacitus (Fortsetzung). 22 S. — d) Staatsgymnasium in der Neustadt (Graben) (mit deutscher Unterrichtssprache). Tauber Georg: Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe (Fortsetzung). 24 S. — e) Staatsgymnasium in der Neustadt (Stephansgasse) (mit deutscher Unterrichtssprache). Chevalier, Dr. Ludwig: Das Entstehen und Werden des Selbstbewusstseins. (Eine psychologische Abhandlung.) 41 S. — f) Staatsgymnasium in der Neustadt (Tischlergasse) (mit böhmischer Unterrichtssprache). Podlaha, Dr. Anton: O řeckých překladech písma sv. starého zákona (Část druhá). (Die griechischen Übersetzungen der heiligen Schrift des Alten Testamentes. II. Theil.) 22 S. — g) Staats-Real- und Obergymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Novák, Dr. Johann: Seznam spisů, chovaných v knihovně učitelské. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 22 S. — 2. Vacek Franz: Prof. Karel Koblížek. Pohrobní vzpomínka. (Prof. Karl Koblížek. Nekrolog.) 4 S. — h) Staatsgymnasium in der Neustadt (Korngasse) (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Doubrava, Dr. Franz: Doba císaře Diokletiana. Studie z dějin římských od r. 253 až 305. (Die Zeit Kaiser Diocletians. Studie aus der römischen Geschichte vom Jahre 253 bis 305.) 24 S. — 2. Jirášek Alois: Prof. V. Vyhnis. Nekrolog. (Prof. V. Vyhnis. Nekrolog.) 4 S. — i) Staatsgymnasium auf der Kleinseite (mit böhmischer Unterrichtssprache). Sommer Johann: Ze školské praxe. (Učivo mathematiky a fysiky.) (Aus der Schulpraxis. Der mathematische und physikalische Lehrstoff.) 20 S.

Arnau. Staatsgymnasium. 1. Bräunl Josef: Geschichte des k. k. Gymnasiums in Arnau von 1872 bis 1897. 38 S. — 2. Oppenheim, Dr. Samuel: Die Lehre von der Centralbewegung in elementarer Darstellung. 24 Seiten.

Aussig. Communal-Untergymnasium. 1. Hergel, Dr. Gustav: Herzogin Sophie Charlotte von Alençon. (Mit Bildnis) 3 S. — 2. Holzner Ferdinand: Die deutschen Schachbücher in ihrer dichterischen Eigenart gegenüber ihrer Quelle, dem lateinischen Schachbuche des Jacobus de Cessolis. II. Das Schachbuch Heinrichs von Beringen. 31 S. — 3. Kirschnek, Dr. Anton: Bericht über eine Studienreise nach Innsbruck und München. 9 S. — 4. Hergel, Dr. Gustav: Bericht über eine Studienreise nach Dresden und Wien und über den VI. Deutsch-österreichischen Mittelschultag. 7 S. — 5. Schlosser Ignaz, Gesangslehrer †. (Mit Bildnis.) 2 S.

Braunau. Stiftsgymnasium der Benedictiner. Fiser, P. Raimund: Versuch einer Darstellung der Lehre vom Ursprunge des Begriffes der Ursache und von der Natur des Causalgesetzes. 48 S.

Brüx. Staatsgymnasium. Biach, Dr. Adolf: Biblische Sprache und biblische Motive in Wielands Oberon. 27 S.

Budweis. a) Staatsgymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Eymer Wenzel: Reiseerinnerungen aus Italien und Griechenland. 14 S. — b) Staatsgymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Kubiček Johann: Výklad a srovnání hlavních způsobů, jakými se provádějí tak zvané přibližné kvadratury. (Erklärung und Vergleichung der hauptsächlichsten Arten der sogenannten angenäherten Quadraturen.) 18 S.

Chrudim. Staats-Real- und Obergymnasium. 1. Křížek Alexander: O kazech a požercích na rostlinách a o členovcích, kteří je činí. (Über Pflanzenschäden durch Gallenthiere.) 72 S. — 2. Dohnal Aleš.: Za milým kollegou Aloisem Drbohlavem. (College Alois Drbohlav †. Nachruf.) 2 S.

Caslau. Staats-Untergymnasium. 1. V. M.: † Prof. a katecheta Jan Kašpar. Pohrobní vzpomínka. (Professor und Katechet Johann Kašpar †. Nachruf.) 2 S. — 2. Rosek Anton: Zoologické praeparační methody. (Methoden für das Präparieren zoologischer Objecte.) 30 S.

Deutschbrod. Staatsgymnasium. Petr Franz: Stříbrné doly v okolí Německého Brodu. (Die Silberbergwerke in der Umgebung von Deutschbrod.) 22 Seiten.

Eger. Staatsgymnasium. Bolis Eugen: Die formalen Stufen Zillers in ihrer Anwendung bei der Lectüre des Cornelius Nepos in der dritten Classe des österreichischen Gymnasiums. 29 S.

Hohenmauth. Staatsgymnasium. 1. Jezbinský Franz: Z říše Svantovidovy. Nástin poměrů ostrova Rujany. (Aus dem Reiche Svantovits. Schilderung der Verhältnisse auf der Insel Rügen.) 56 S. — 2. Dušek M.: Za zvěčnělým soudruhem c. k. professorem Josefem Kovářem. (College k. k. Professor Josef Kovář †. Nachruf.) 2 S.

Jičin. Staatsgymnasium. Smolař G.: 1. O rozborech květních. (Über Pflanzenanalysen.) 16 S. — 2. Smolař G.: O symbolickém počítání na středních školách. (Über das symbolische Rechnen an Mittelschulen.) 6 S.

Jungbunzlau. Staatsgymnasium. Konvalinka, Dr. Ig.: Geologický nástin nejbližšího okolí města Ml. Boleslavě. (Geologische Verhältnisse der nächsten Umgebung von Jungbunzlau.) 29 S.

Kaaden. Staatsgymnasium. Bill Hermann: Zur Entwicklungsgeschichte des dritten Falles der griechischen Bedingungssätze. 18 S.

Karlsbad. Communal-Real- und Obergymnasium. Ludwig, Dr. Karl: Die Gegenreformation in Karlsbad. 46 S.

Klattau. Staats-Real- und Obergymnasium. Nekola Franz: O kšaftě. (Über das Testament.) 40 S.

Kolin. Staats-Real- und Obergymnasium. Krsek, Dr. Franz: Ethnika a geografika v příslovích a pořekadlech řeckých. Část II. (Die ethnischen und geographischen Momente in den griechischen Sprichwörtern und Sprüchen. II. Theil.) 25 S.

Königinhof. Communalgymnasium. Jirka Johann: Isokratés: Panégyrikos. Do jazyka českého překládá. (Übersetzung der Rede des Isokrates: Panegyrikos.) 27 S.

Königgrätz. Staatsgymnasium. Portnický, Dr. Ladislaus: Quinta Tullia Cicerona list o ucházení se o konsulát. Přeložil. (Des Quintus Tullius Cicero Brief, betreffend die Bewerbung um das Consulat. Übersetzung.) 13 S.

Komotau. Communalgymnasium. Weiß Rudolf: Über die stofflichen Beziehungen der Lyrik von Salis-Seewis zur Dichtung Höltys und Matthissons. 23 Seiten.

Krumau. Staatsgymnasium. Ammann Johann J.: Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland (Fortsetzung). 19 S.

Landskron. Staatsgymnasium. Stark Frz.: Geschichte des Staatsgymnasiums in Landskron in den ersten 25 Jahren. 53 S.

Böhmisch-Leipa. Staatsgymnasium. 1. Ott Eduard: Von Venedig bis vor Rom. 1896. 53 S. — 2. Tragl Alexander: Nachruf an den † Prof. P. Franz Augustin Wenzel. 3 S.

Leitmeritz. Staatsgymnasium. Sieber Josef: Ein Streifzug durch Finnland. Helsingfors—Iskaalinen, Tammerfors, Kangasala—Nyslott, Punkaharju, Imatra. (Mit 3 Karten.) 45 S.

Leitomischl. Staatsgymnasium. Vobornik Johann: O poesii Julia Zeyera. Kritická studie. (Über die Poesie Julius Zeyers. Eine kritische Studie.) 32 Seiten.

Mies. Staatsgymnasium. Klaschka, Dr. Franz: Die Ideen Platos und die praktischen Ideen Herbarts. (Eine Parallele.) 26 S.

Neubydžov. Staats-Real- und Obergymnasium. Kopta Franz: Seznam učitelské knihovny. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 51 S.

Neuhaus. Staatsgymnasium. Procházka, Dr. Franz X.: O soudech záporných. (Über die negativen Urtheile.) 19 S.

Pilgram. Staatsgymnasium. Paulik Gottfried: Jubilejní slavnost 25letého trvání c. k. vyššího gymnasia v Pelhřimově ve dnech 22., 23. a 24. srpna 1896. (Die Jubiläumsfeier des 25jährigen Bestandes des k. k. Obergymnasiums in Pilgram am 22., 23. und 24. August 1896.) 20 S.

Pilsen. a) Staatsgymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Nowak Wenzel: Katalog der Lehrerbibliothek. I. Classe. (Encyklopädie.) 11 S. — 2. Helmer Gilbert: Zur Syntax Hugos von Montfort. Das Verbum. 36 S. — b) Staatsgymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Tůma, Dr. Emanuel: O poměru Racineovy Thebaidy k Euripidovi, Senekovi a Rotronovi. (Über das Verhältnis von Racines Thebais zu Euripides, Seneca und Rotrou.) 23 S.

Pisek. Staatsgymnasium. Rodr Eduard: Osteologie hlavy u kapra a štiky. (Osteologie des Karpfen- und Hechtenschädels.) 27 S.

Prachatitz. Staats-Realgymnasium. 1. Sewera Theodor: Geschichte des Realgymnasiums zu Prachatitz mit Fronteansicht und Planskizzen des neuen Gymnasialgebäudes. 70 S. — 2. Schima Johann: Bibliothekskatalog. 44 Seiten.

Přibram. Staats-Real- und Obergymnasium. Volek Eduard: Katalog bibliotheky professorské. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 16 S.

Raudnitz. Staatsgymnasium. Kábner, Dr. Ottokar: O ctižádosti a jejím významu paedagogickém. (Über den Ehrgeiz und seine pädagogische Bedeutung.) 20 S.

Reichenau. Staatsgymnasium. Tvrdý Josef: Vybrané části z přírodopisu K. Plinia Sekunda. (Ausgewählte Partien aus der Naturgeschichte des C. Plinius Secundus.) 34 S.

Reichenberg. Staatsgymnasium mit Unterrealschulclassen. Müller Robert: Zur Beachtung der Gefühlswirkung bei der Lectüre der Classiker. 19 Seiten.

Saaz. Staatsgymnasium. Mach Franz: Zur Geschichte der Theorie des principiellen Verhältnisses zwischen „Staat" und „Kirche". 22 S.

Schlan. Staatsgymnasium. Pavlásek Franz: Seznam knih učitelské bibliotheky. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 75 S.

Smichov. Staatsgymnasium. Braungarten Ferdinand: Ein Beitrag zur Formen- und Wortfügungslehre Cäsars in den Comment. de bello Gallico. I. Theil: Formenlehre. 32 S.

Tabor. Staatsgymnasium. Sedláček August: Sbírka listovních pamětí města Tábora. (Eine Sammlung von Urkunden der Stadt Tabor.) 16 Seiten.

Taus. Staatsgymnasium. Kaňka Franz: O některých zjevech v silovém poli akustickém a o jeho vztazích k poli magnetickému. (Über einige Erscheinungen auf dem akustischen Kraftfelde und über dessen Beziehungen zu dem magnetischen Felde.) 28 Seiten.

Teplitz-Schönau. Communal-Real- und Obergymnasium. 1. Schlosser, Dr. Anton: a) Die sieben Rechenoperationen. b) Die Dreiecksätze. 13 S. — 2. Müller Karl: Das Formalbn. 4 S.

Königliche Weinberge. Staatsgymnasium. Dušek Laurenz J.: Astrachaň. Cestopisné vzpomínky. (Astrachan. Reiseerinnerungen.) 21 S.

Wittingau. Staats-Untergymnasium. Teplý Emanuel: O původu a významu některých osobních jmen biblických. (Über den Ursprung und die Bedeutung einer Reihe von biblischen Personennamen.) 21 S.

Brünn. a) Erstes deutsches Staatsgymnasium. 1. Wagner Josef: Textprobe zu einer lateinischen Schulgrammatik. 12 S. — 2. Sowa, Dr. Rudolf von: Die Mundart der catalonischen Zigeuner. 11 S. — b) Zweites deutsches Staatsgymnasium. Langer, Dr. Leo: Eine Sichtung der Streitschriften über die Gliederung der Hellenika von Xenophon. 31 S. — c) Staatsgymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Rypáček Franz J.: Paměti a zápisy Smila II. Osovského z Doubravice a na Třebíči. (Gedenkblätter und Aufzeichnungen Smil II. Osovský von Doubravic und auf Trebitsch.) 16 S. — 2. Kořínek Karl: Prof. František Bátěk †. Nekrolog. (Prof. Franz Bátěk †. Nekrolog.) 3 S.

Ungarisch-Hradisch. a) Staats-Real- und Obergymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Nevěřil Johann: Die Gründung und Auflösung der Erzdiöcese des heiligen Methodius, des Glaubensapostels der Slaven. 24 S. — b) Staatsgymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). Sedláček, Dr. Josef: Význam Bernarda Bolzana ve vědě logické. (Die Bedeutung Bernhard Bolzanos in der Logik.) 18 S.

Iglau. Staatsgymnasium. Branhofer Ignaz: Die Iglauer Gymnasialbibliothek. Fortsetzung. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 41 S.

Kremsier. a) Staatsgymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache). Jahn Johann: Katalog der Lehrerbibliothek. 30 S. — b) Staatsgymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Klvaňa Josef: František Višňák. (Franz Višňák. Nachruf.) 7 S. — 2. Simonides Jaroslav: O bouřích. (Über das Gewitter.) 46 S.

Wallachisch-Meseritsch. Staatsgymnasium. Kovář, Dr. Franz: K soukromé četbě z jazyků staroklassických. (Zur Privatlectüre in den altclassischen Sprachen.) 24 S.

Mährisch-Neustadt. Landes-Unter- und Communal-Obergymnasium. Fegerl Johann: Die physikalischen Kenntnisse der Alten. Entnommen den wichtigsten Stellen der Autoren (Fortsetzung). 28 S.

Nikolsburg. Staatsgymnasium. 1. Grünfeld, Dr. Emanuel: Zur Theorie der algebraisch auflösbaren Gleichungen. 11 S. — 2. Schickinger Hermann: Die Gräcismen bei Ammianus Marcellinus. 18 S.

(Fortsetzung folgt.)





Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Ungarische Volkslieder.

Wien. Übersetzt von Robert F. Arnold.



Fischerknabe bin ich hier im Unterland,[1])
Und mein Hüttchen steht am schilfbewachs'nen Strand;
Braunes Mädchen, tritt in diese Hütte ein,
Deiner pflegen wird mein greises Mütterlein!
Finstre Wolken thürmen sich am Himmelskreis,
Prasselnd schlägt ein grimmer Regen auf die Theiß:
Ach, schon trieft Dein seiden Tuch, das Wasser rinnt
Über Hals und Schultern Dir, Du armes Kind!
„Hell wird's wieder, darf nicht länger weilen hier,
Scheiden muss ich, holder Knabe, Gott mit Dir!
Das Gewölk zerreißt, der Himmel leuchtet rein —
Gott behüt' Dich für und für, gedenke mein!"



Wolken zieh'n in ungemess'ne Ferne:
Ach, bei meiner Rose weilt' ich gerne!
Könnt' ich wandern nach der Wolken Weise,
Jeden Abend gäb' es frohe Reise.
Schnee zergeht, und Frühling wird's auf Erden:
Möchte jetzt zum blauen Veilchen werden,
Aufblühn in der Allerliebsten Garten
Und den Busen schmücken meiner Zarten!

---

1) Nach Erdélyi I., 402.

Doch was können leere Wünsche frommen,
Die von einer armen Waise kommen?
Mir, allein in meinem heißen Sehnen,
Bleiben Klagen nur nach ihr und Thränen.



Wilde Ros' am Hügelhange sprießt mit Lust —
Lehne, Kind, Dein Köpfchen warm an meine Brust,
Sprich, ich sei Dir lieb, und eines noch versprich:
Nie nach Mädchenweise zu vergessen mich!
Bald nach Pfingsten treibt die Rose frischen Sprofs,
Herber Kummer ist mein Tisch- und Bettgenofs:
Eine weiß ich, welche Schuld an allem trägt,
Balde soll sie hören, was mein Herz bewegt.
Das ein Leben? Nein, ein Leben ist das nicht,
Wenn dem Armen jeder Hoffnungsstrahl gebricht!
Läge doch mein Tod in einem Becher Wein,
Würd' ein Trunk mich schnell von allem Leid befrein.



Übersetzungen aus dem Polnischen von Leo Grünstein.

Wien.

Gedicht von Andreas Niemojewski.

Wer hat Euch mir entrungen,
Ihr duft'gen Rosenblüten?
Seid Ihr so jäh entschwunden
Im wilden Sturmeswüthen?
Braunt' Euch die Sonne nieder
Im heißen Sommerglühen?
Hat Euch mein Herz verloren
Im dumpfen Weltbemühen?
Wo hält Ihr Euch geborgen,
Ihr stolzen Hoffnungsträume?
Vergrub in tiefen Grüften
Das Schicksal Euch im Keime?
Seid Ihr dem Stahl erlegen
In sturmerfüllten Tagen?
Haben die Menschenherzen
Euch still zu Grab getragen?



Gedicht von Marya Konopnicka.

Sing, o Nachtigall, singe
Im strahlenden Sonnenlichte,
Solang nicht Dein warmes Nestchen
Ein Sturmwind macht zunichte!

Auch ich konnt' eines Nestes
Im Frühlingsland mich freuen
Und sang ein Lied vom Glücke
Und war ein Vogel im Maien.
Da kam der wilde Sturmwind
Und riss mein Nest hernieder:
Mit meiner stumpfen Seele
Steh' ich vereinsamt wieder.
Wen soll mein Lied begleiten?
Mein Ruf wird mir zunichte —
Sing, o Nachtigall, singe
Im strahlenden Sonnenlichte!



Gedicht von Kasimir Tetmajer.

Chopin'sche Weisen klingen
Fernher in Trauertönen,
In meine Seele schleicht sich
Ein unbestimmtes Sehnen;
Ich möcht' die Arme breiten,
Fliehn in des Himmels Sphäre
Und durch die Luft mich schwingen
Bis in die tiefen Meere;
Es sprengt mein Herz in Stücke
Und würgt an meiner Kehle:
Mich treibt vom Heimatstrande
Der bittre Schmerz der Seele!



O, rette Dich!

Von Leo Grünstein.

O, rette Dich, solang die kreisenden Gedanken
Die Wirbelflut der Träume nicht verjagen,
Solange nicht die letzten Pfeiler wanken,
Die das Vermögen Deiner Seele tragen!
Zieh einen Schleier um das All der Dinge,
Und lass den Schein in seiner goldnen Schale,
Das Leben winkt — o, halt' es nicht geringe,
Das stille Glück im heitren Sonnenstrahle!



Alt-Österreich.

Festspiel
für das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Kaisers und Königs
Franz Josef I.
Von **Wilhelm v. Wartenegg.**
Wien. (Schluss.)

Austria.
So kündest Du uns schlimme Zeit?

Klio.
Nur wenn es Nacht war, kann die Sonne aufgehn.
Der Babenberger Stamm war kaum erloschen,
Da tobt' in allen Landen Krieg und Streit,
Denn Österreich ist herrenlos geworden,
Darauf das ganze deutsche Reich;
Drum war ein Kämpfen Streich um Streich.
Da einet endlich sich der Fürsten Zahl,
Den Würdigsten nur treffe ihre Wahl;
Öst'reich nicht nur, das ganze deutsche Land
Liegt bald darauf in seiner starken Hand.
Er ist ein solcher Markstein für die Zeit,
Rudolf von Habsburg ist er zubenannt.

Austria.
Der Markstein soll ein Grundstein sein zugleich.

Klio.
Ein Grundstein ist er dem Haus Österreich.
Folgt mir den Weg, den er nach Aachen zieht,
Um dort im Dom die Krone zu empfangen!
Die Fürsten schließen reich begleitet sich
Dem Zuge an, die Ritterschaft aus Schwaben
Und die vom Rhein, sein Weib kommt ihm entgegen,
Die Menge strömt von allen Seiten zu.
Als er die Thürme Aachens kann erblicken,
Sind zwanzigtausend Helme hinter ihm,
Das Volk drängt nach, zieht mit, und auf drei Meilen
Deckt die Gefolgschaft wimmelnd seine Straße.

Austria.
Der Zug ist ein Triumphzug, wie ihn nur
Vom Herzen kommend die Begeistrung schafft.

Klio.
Und der Triumph folgt allen seinen Wegen,
Die Herzen aller schlagen ihm entgegen,

Sie sagen frohen Muths, dass König Rudolf
Dem Lande Ruh' und Recht bescheiden werde,
Die beiden lang entbehrten Friedensgüter.
Wie er nun in dem hohen Dome steht,
Die Krone auf dem Haupt, des Reiches Fürsten
Rings um ihn her, die Lehen zu empfangen,
Da — fehlt der Scepter! Recht ein Merkmal war's
Der langen, bösen, herrenlosen Zeit,
Verloren war der alten Herrschaft Zeichen.
Doch rasch gefasst in der Entscheidungsstunde,
Nimmt vom Altare er das Crucifix
Und küsset es mit demuthvollem Munde.

(Während dieser Rede hat sich langsam der Wolkenvorhang gehoben. Bei den letzten Worten wird plötzlich, hell erleuchtet, das folgende Bild sichtbar: Interieur vom Dome zu Aachen mit dem Hauptaltare. Vor diesem steht Rudolf von Habsburg im Ornate, die Krone auf dem Haupte, das er neigt, wie um das große Crucifix in seinen Händen zu küssen. Es stehen ihm zunächst die Kurfürsten; rechts von ihm der Erzbischof von Mainz und der hohe Clerus. Zu beiden Seiten die Ritterschaft; auf erhöhtem Platz die Königin Anna mit den Damen. Weihrauch steigt empor, sonst ist das Bild eine Zeitlang unbeweglich; dann hebt Rudolf das Crucifix hoch in der Rechten und spricht die folgenden Worte:)

Rudolf.

Dieses heilige Zeichen,
In dem wir und die ganze Welt erlöst sind,
Wird wohl des Scepters Stelle auch vertreten.
Des Reiches Fürsten Ihr, kniet nieder!

(Die Kurfürsten mit aller Gefolgschaft knien nieder. Rudolf streckt das Crucifix über ihre Häupter, wie bereit, damit als mit einem Scepter die Lehen zu ertheilen. Dabei wird alles wieder zum unbeweglichen Bilde, und der Wolkenvorhang senkt sich, langsam es verhüllend.)

Austria.

Mit diesem Crucifix sind Rudolfs Hände weiland
Vereint zum heiligen Reiche mit dem Heiland.
Heil einem Lande, das zu aller Zeit
Sich stützt und ruht auf Frömmigkeit!

Vindobona.

Das glaub' ich auch, doch all das liegt so weit!
Ich seh' viel lieber, was in meiner Stadt
In alten Zeiten sich begeben hat.
Er und die Seinen, alle, die ihm folgen,
Sie haben freilich mancherlei zu schlichten,
Doch denk' ich mir, sie werden es schon richten.
Und glaubst Du nicht? Wir, die die ersten waren,
Wir bleiben auch nach vielen hundert Jahren,
Die, wie die Zeiten kommen oder gehen,
Die stets zunächst an seinem Herzen stehen.

Austria
(ergreift ihre Hand).
Das bleiben wir! Wenn sich die Zeiten ändern,
Die Sitten und die Menschen, die sie üben
In andern Sprachen, anderen Gewändern,
Zerklüftet durch verschiedne Meinung,
Versöhnt durch oft erzwungne Einung —
Eins soll bestehn in meinem Volk: die Liebe
Zu seinem Herrscherhaus und seine Treu';
Die bleiben ewig alt und ewig neu,
Die bleiben sich für alle Zeiten gleich,
Das ist das Volk, das ist Alt-Österreich.

Vindobona.
Was Du versicherst, was das Land verheißt,
Das gilt von meiner Stadt zumeist.

Klio.
Fast ein Jahrhundert weiter führ' ich Euch
Und leite Euch nach Wien.

Vindobona.
So ist mir's recht.
Das andre wär' ja auch nicht schlecht,
Nur ist's im deutschen Reich, ist so weit drauß',
Ich bin am liebsten halt bei mir zuhaus.

Klio.
Bei Dir zuhaus sollst Du jetzt sein. Die Stadt
Ist anders, als Ihr sie zuerst gesehn.
Viel ist im Lauf der Zeit geschehn,
Ein andrer Rudolf ist allda bemüht,
Mit nimmermüdem Eifer sie zu heben,
Kunst, Wissenschaft sind unter ihm erblüht,
Der Himmel krönet überall sein Streben;
Er ist es, der, gelenkt auf neue Bahnen,
Der Stadt die hohe Schule hat gegeben,
Der, gleich an Frömmigkeit den edlen Ahnen,
Die altehrwürdige Kirche Sanct Stephanus
Erweitert und ihr einen Thurm will bauen;
Für Vindobona soll's ein Merkmal sein,
Hoch ob der Stadt soll weit ins Land er schauen:
Rudolf der Stifter legt den ersten Stein.

(Ein Choral beginnt hinter der Bühne, dann fällt das Läuten der verschiedenen Kirchenglocken ein. Das Bild erscheint: Der Stephansplatz in Wien. Die Seitenfronte der Kirche. In der Verkürzung links das Riesenthor und die Heidenthürme. Für den großen Thurm wird das Fest der Grundsteinlegung celebriert. Herzog Rudolf IV. der Stifter zu einer Seite des Steines, der Clerus im großen Ornate auf der anderen; kniende Chorknaben halten Hammer, Kelle und Mörtelkübel. Auf die Kelle hat der Bischof die Hand gelegt. Kirchenfahnen. Das Volk füllt den Hintergrund. Während das Bild steht, dauert

die Chormusik sowie das Läuten der Kirchenglocken fort. Hierauf wird alles ganz still. Nun ergreift der Bischof die Kelle, taucht sie in den Kübel und reicht sie dem Herzog. Nachdem dieser sie benützt, erhält er vom Bischof den Hammer und thut drei laute Schläge auf den Stein. Dann spricht er:)

Herzog Rudolf.

Hier soll in meiner lieben Wienerstadt
Ein Thurm erstehn der heiligen Stephanskirche,
Gar hoch und schlank und prächtig ausgeführt.
Zum Himmel strebe er empor und halte
Sein goldnes Kreuz den Wolken dort entgegen;
Auf Erden soll er weithin sichtbar sein
Gleich einem Mittelpunkt für meine Lande,
Vereinend die sonst leicht zerstreuten Blicke;
Merkzeichen soll mit Gott er sein für alles,
Was deutsch in Öst'reich ist!

(Das Glockengeläute fällt neuerdings ein, das Bild verschwindet. Dabei beginnt nochmals der Chorgesang. Nach dessen Ende treten die drei seitlich stehenden Frauengestalten Austria, Vindobona und Klio wieder in die Mitte.)

Vindobona.

Ein Stifter war's! Und wenn vielleicht zuzeiten
Die Stiftungen sich scheinbar widerstreiten,
So kommt es immer doch zu bessern Tagen,
Ich schau' dann, dass sie wieder sich vertragen.
Ich selbst kann mir von allen seinen Werken
Den Stephansthurm am allerbesten merken.

Austria.

Was gut und recht, er förderts bei den Seinen,
Die Frömmigkeit sowie die Wissenschaft;
Es ist nicht wahr, dass sie nicht zu vereinen,
Vereint erst geben sie die volle Kraft.

Klio.

Das halte fest, es ist ein wahres Wort,
Zwei Wächter sind es für denselben Hort!
So ist's auch hier. Und weiter sich entwickelnd,
Sich ausgestaltend und an Macht gewinnend,
Wächst stets Dein Reich; doch ist es vielgestaltig,
Ein fester Kern erst macht es weitgewaltig,
Ein Erbe, das mit immergleichem Rechte
Sich fortpflanzt vom Geschlechte zum Geschlechte;
So widersteht's der Zeit und ihren Kriegen,
So siegte es und wird auch ferner siegen.
Die Zeit jedoch, in unbeirrtem Zuge
Eilt sie zum Ziele, das sie nie erreicht,
Ich bring' Dich, folgend ihrem raschen Fluge,
Hin, wo die alte einer neuen weicht.
Doch eh wir scheiden von den alten Tagen,
Da noch das Ritterthum in voller Pracht,
Da noch die Poesie der alten Sagen
So manchen Helden herrlich ausgedacht,

Lasst eines edlen Fürsten uns gedenken,
Des Hand mit sichrem Griff die Zügel
Des großen Reiches hält, das er regiert,
Den auch des Dichters Lorbeer ziert,
Und der im Eisenkleid und fest im Bügel
Der Poesie erscheint ein Märchenheld:
„Der Theuerdank“, so nennet ihn die Welt!

(Man hört entfernte Trompeten.)

Austria.

Der Theuerdank!

Vindobona.

Horch, habt Ihr nichts gehört?

Klio.

Was lauschest Du?

Vindobona.

Trompetenzeichen waren's.

(Dieselben Signale näher.)

Hört Ihr's nun auch?

Austria.

Ich hab' es wohl vernommen.
Blick' dort hinaus — siehst Du die Menge kommen?

(Die Trompeten, Gesang und Jubelrufe während des Folgenden immer näher kommend.)

Vindobona
(nach rechts ausschauend).

Dort — dort — wie sie sich drängen — näher wogen —
Aus ihrer Mitte ragt ein Reitersmann —
Die Sonne spiegelt sich in seinem Harnisch —

Austria
(mit steigendem Affecte).

Der Kaiser Max kommt hergezogen!
Nach Innsbruck führt sein Weg ihn wieder,
Dort gibt er heute ein großes Turnei,
Ihn künden Trompeten, ihn feiern die Lieder,
Ihm jauchzet das Volk, das ihn leitet herbei.
Stadt meiner Berge, himmelaufragenden,
Gletscherschneetragenden,
Dir nahet der Kaiser zu fröhlichem Spiel,
Festiglich schmücke Dich,
Denn es beglücke Dich,
Dass Dich der Kaiser gewählet als Ziel!
Schranken erstehen,
Plätze zum Sehen,
Bunt bewimpelt mit flatternder Zier,
Da rufet jedermann:
„Freu', wer sich freuen kann,
Denn heut' ist hier des Kaisers Turnier!“

Vindobona
(eifrig einfallend).
Näher schon dringen
Die jubelnden Scharen,
Es tönen und klingen
Die lauten Fanfaren,
Es klirren die Panzer, es leuchtet der Stahl,
Es folget die Menge
In dichtem Gedränge
Mit Jubel und Jauchzen in mächtiger Zahl.
Voraus dem Trosse
Und vor seinem Rosse
Liebliche Mädchen,
Im Tanze sich schwingend,
Sich biegend und wiegend,
Hüpfend und springend,
Lachend und singend,
Näher und nah —
Schon sind sie da!

(Während der letzten Reden hat sich der gewölbte Bogen nach oben und nach beiden Seiten ausgedehnt, so dass die Bühne ihre Breite und ihre Tiefe gewinnt. Allmählich erhellt sie sich. Sie stellt den Turnierplatz bei Innsbruck vor. Im Hintergrunde die erhöhte Festloge. Unter einem Baldachin Bianca, die Kaiserin, mit ihren Damen; neben ihr Herzog Sigismund von Tirol. Über die ganze Breite der Bühne ist eine mannshohe Barrière errichtet [la pallia oder das Dill], welche bei solchem Ritterspiele die beiden kämpfenden Reiter trennt. Zu beiden Seiten der Bühne sind durch Bewaffnete die Schranken abgeschlossen. Die Turnierwärtel [Patrinen] befinden sich innerhalb derselben. Von rechts vorne naht sich

der Festzug.

Bei seinem Beginn sind die drei allegorischen Frauen mit dem zurückweichenden Pfeiler in der Coulisse links verschwunden.

Den Zug eröffnen Herolde zu Pferde. Sie blasen, und jetzt setzt auch die Orchestermusik ein. Dann kommen die sogenannten „Hübschlerinnen", welche [wenig bekleidet] vor dem Pferde des nun folgenden Kaisers Maximilian I. hertanzen. Zu seinen Seiten gehen andere, als Genien gekleidete, die singen.

Tanzlied.

Heiala, leiala,
Laufet von fern und nah,
Ist was zu schauen hier,
Ritter und Frauen hier,
Harnisch und Helmzimier
Für das Turnier!

Heiala, leiala,
Heut' ist der Kaiser da,
Tanzen statt schreiten wir,
Festliche Zeiten hier,
Singen statt sprechen wir,
's gibt ein Gestechen hier,
Heiala, leiala,
Kommt zum Turnier!

Es folgt eine Schar von Rittern und Knappen. Der Kaiser auf schwerem weißen Pferd und ein schwarzgewappneter Ritter auf einem Rappen sind in Turnierrüstung und zwar im Rennzeug, auch die Pferde mit Rossstirnen und Prachtdecken. Die beiden Reiter haben die Rennstange in der Hand, den Turnierhelm mit großer Ziemier trägt jedem ein Page nach; ihr Haupt ist unbedeckt. Die anderen Ritter sind behelmt. Der Zug schwenkt in der Mitte der Bühne gegen den Mittelgrund und zieht sich links in die Couliffe. Volk drängt nach, wird aber im Vordergrunde zu beiden Seiten zurückgehalten. Kaiser Max und der schwarze Ritter reiten dann hinter der Pallia vor der Kaiserin einzeln vorüber, sich neigend. Ihre Pferde werden von je zwei Knappen gezügelt; Max rechts ab, der andere Ritter kehrt um und wird links abgeführt; jedem folgt der Page mit dem Turnierhelme. Während der Zeit, in welcher sie nicht sichtbar sind, um sich mit dem Helme zu rüsten, das heißt, ihn sich anschrauben zu lassen, wird im Vordergrunde von den Hübschlerinnen und Genien ein Ballett getanzt. Bei einem Trompetenstoß hört es auf, die Tänzerinnen fliehen aus den Schranken, die Orchestermusik nimmt einen anderen Charakter an; ein zweiter Trompetenstoß, die Musik schweigt; dritter Trompetenstoß.

Das Turnier.

Kaiser Max von rechts vor der Pallia, der schwarze Ritter als sein Gegner von links hinter der Pallia, beide mit geschlossenen Turnierhelmen und eingelegten Rennstangen, sprengen gegeneinander an. Des Kaisers Lanze zersplittert an dem Harnisch des Gegners; unmittelbar nach dem Stoß läßt Max die gebrochene Stange fallen und erhebt nach Turnierbrauch den rechten Arm. Nachdem beide gewendet, sprengen sie zum zweitenmale an, und nun wird der schwarze Ritter durch den Stoß des Kaisers aus dem Sattel gehoben. Das ledige Pferd hinter der Pallia links ab. Kaiser Max, der wieder den rechten Arm emporgestreckt hat, wird rechts abgeführt, während der Gestürzte links abgeführt wird durch die Turnierwärtel, die in der Mitte des Raumes verblieben sind. Die Pallia wird rasch entfernt, und nun wird der ohne Helm wieder erscheinende Kaiser Max im Triumph zur Festloge geleitet, den Ritterdank zu empfangen, die Schärpe und einen Lorbeerkranz, welchen ihm die Kaiserin aufsetzt. Trompetenfanfaren, Heilrufe der Menge; die Orchestermusik hat abermals begonnen; dabei Gruppierungen der Tänzerinnen. Jetzt, den Rahmen des Bildes verengend, senkt und bildet sich neuerlich der Steinbogen, der Wolkenschleier sinkt nieder, das Bild verschwindet.

Austria, Vindobona und Klio sind mit dem sich vorschiebenden Pfeiler links wieder aufgetreten. Die Heilrufe und Trompeten tönen immer leiser, als ob man sich vom Schauplatze entfernen würde, die ebenfalls abnehmende Orchestermusik verklingt.)

Austria.

Das laute Fest verklingt — schon sind sie fern.

Vindobona.

Das ist recht schad', ich hab' so etwas gern.

Austria.

Auch ich freu' mich des ritterlichen Herrn,
Doch kann ich nicht bei Spiel und Fest verweilen,
Will ich der neuen Zeit entgegen eilen.

Vindobona.

Du hast halt stets schwer drückende Gedanken,
Ich freu' an allem mich, was lustig ist;
Am Ende werden wir uns noch zerzanken,
Wenn Du mit mir nicht mehr zufrieden bist.

Austria.

Das glaube nicht, denn es soll nie geschehen,
Und käm' es auch, so wird's vorübergehen!

Bei mir an meinem Herzen ist Dein Platz,
Du bist ja doch mein liebster Schatz.

Klio.

Das Fest verklang, doch ich auch, die Geschichte,
Weiß Euch von Festen nicht mehr viel zu sagen,
Viel mehr von traurigen und ernsten Tagen.
Der erste Halt der Völker war der Glaube,
Der sie bisher geeint; er fällt dem Streit,
Der blutigen Gehässigkeit zum Raube;
So wird Dein Volk auch innerlich entzweit.
Und da geschieht, was schon so oft geschehen,
Wenn Einigkeit, das starke Band,
Gelockert ward in einem Land
Und schwach dadurch, die einst so stark vereint:
Von außen naht ein übermächtiger Feind.
Der Halbmond zieht voraus den wilden Scharen,
Die unaufhaltsam näher dringen,
Als müsste er die ganze Welt bezwingen;
Mit Elend, Todesnöthen und Gefahren
Bezeichnet sich sein Weg von Jahr zu Jahren,
Verwüstet sind die heimatlichen Fluren,
Und Fluch und Jammer folgen seinen Spuren.

(Zu Vindobona.)

So nahte er auch Dir, doch Deine Bürger
Mit einem Muthe sondergleichen
Bekämpfen ihn und zwingen ihn zu weichen;
Wohl lange bleibt er fern, doch kommt er wieder
Und schließt Dich ein in gräslicher Umarmung.

Vindobona.

Gottlob, das ist vorbei! In unsrer Zeit
Gibt's nicht mehr so türkische Zärtlichkeit.
Es hat mich keiner wohl darum beneidet,
Doch all die Feindesübermacht,
Mich hat sie nicht zum Fall gebracht,
Denn nicht die Zahl, der Muth ist's, der entscheidet.
Wie ich mich damals hab' benommen,
Das weiß der Türk', und wär's ihm nicht verleidet —
Na, wir sind da — er soll nur wieder kommen!

Klio.

Er kommt nicht mehr. Doch leicht nicht eingedämmt
Wird eine Flut, die alles überschwemmt.
Nach einem Retter aus der bittern Noth
Klang rings im ganzen Land der Hilferuf.

Austria.

Hilferuf, den ich vernommen,
Als der Knechtschaft Schreckbild droht',
Und der Retter ist gekommen,
Der aus Blut und Nacht und Tod

Mich emporgeführt zum Lichte,
Der erwählt, berufen scheint,
Dass er strafe, dass er richte,
Dass den Feind er ganz vernichte,
Wie er that an Öst'reichs Feind.

(Im Orchester klingt leise die Melodie des Liedes „Prinz Eugen der edle Ritter" an.)

Austria
(während der Musik fortfahrend).

Ferne in dem Ungarlande
Führt' er aus den großen Schlag,
An der Theiß verschilftem Strande,
Dort bei Zenta war des Kampfes
Und des Sieges großer Tag.
Türkenmacht gieng dort in Splitter,
Denn Befreiung für mein Land
Naht' wie Sturm und Ungewitter —
Prinz Eugen der edle Ritter
Ist der Retter, der erstand!

(Im plötzlich erhellten Hintergrunde erscheint als Bild: Das Schlachtfeld bei Zenta nach dem Siege. Prinz Eugen von Savoyen mit verbundener Wunde, umgeben von seinen Generalen. Seitwärts gefangene und gefallene Türken. Erbeutete Trophäen werden dem Prinzen entgegen gehalten. Weiter vorne zu beiden Seiten die Soldaten verschiedener Truppengattungen der kaiserlichen Armee, Kanonen 2c. Nachdem das Bild eine Zeitlang bei leiser Orchestermusik unbeweglich gestanden, beginnen vier Soldaten die erste Strophe des Prinz Eugen-Liedes zu singen [ein vierstimmiger Satz der Solisten], die zweite Strophe folgt vom vollen Männerchore ohne Orchester. Dann verschwindet verdämmernd das Bild, der Chor aber währt fort, wobei für die folgenden Strophen jetzt laute Orchesterbegleitung einfällt.)

Klio
(nach Schluss der Musik).

Der Erzfeind war besiegt. Der edle Held,
Der aller Christenheit in Österreich
Und dreien Kaisern diente, nannte selber
Den ersten seinen Vater, seinen Bruder
Den zweiten und den dritten seinen Herrn.
Der aber war der letzte auch zugleich
Des stolzen Stamms, der fast ein halb Jahrtausend
Ruhmreich geherrscht. Nun steht er da entlaubt,
Der starken Äste schier beraubt,
Und Kaiser Karl durchsinnt in schweren Sorgen
Schlaflos die langen Nächte bis zum Morgen.
Was dauernd man für alle Zeit geglaubt,
Es ist gestützt auf ein vergänglich Haupt.
Ei, Kaiser Karl, ein Reis treibt noch die Eiche,
Und dieses eine ist genügend stark,
Dem alten Stamm verleiht es neues Mark,
Wird Stolz und Schutz dem weiten Österreiche:

Marie Theresia,
Die große Kaiserin, die Ohnegleiche!

Austria.

Wohl ohnegleichen war die Kaiserin,
Ein Weib mit Manneskraft, wo's galt zu herrschen,
Ein Herrscher auch mit zartem Frauensinn,
Um fremdes Leid mitzuempfinden
Und heiße Wunden zu verbinden.
Das was sie will, das weiß sie fest und klar,
Es schrecken sie nicht Kampf und nicht Gefahr,
Lebendig wird, zur That, was sie gedacht,
Und Segen ihrem Land wird ihr Beginnen,
Ein Zeichen ist's der Güte und der Macht,
Ihr wird der Sieg nach außen wie nach innen.
Und als sich unter ihrer milden Hand
Ein jeder arge Knäuel musst' entwirren,
Da bringt sie helle Zeiten ihrem Land
Und führt zum Lichte, die im Finstern irren;
Die Folter fällt, und die mich wund gedrückt,
Die alten Ketten sind durch sie gebrochen,
Und überall ward durch ihr Wort beglückt
Ein jeder, wenn die Kaiserin gesprochen.
Nun nah'n des Friedens froh begrüßte Güter
Und sonnen sich an ihrer Gnade Gunst,
Sie wird der Wissenschaft ein Hüter,
Und unter ihr erblüht die holde Kunst.

(Die Musik tritt auf mit einer Lyra in der linken Hand.)

Musik.

Dein Wort hat mich herbeigelockt.

Austria.

Die Leier
In Deiner Hand sagt, wer Du bist.

Musik.

Es fehlt Musik bei keiner Feier.

Austria.

Willkommen sei in unsrer Mitte,
Wie allerorten Du willkommen bist!

Vindobona.

Ja, wenn Du die Musik bist, komm mit mir!
In Wien, da geht's gewiss am besten Dir,
Weil von den Künsten allen meine Stadt
Halt die Musik doch noch am liebsten hat.

Musik.

Bei Dir auch kehr' ich ein und weile gern.
Zu Zeiten schon der großen Kaiserin
Setzt' ich mich fest bei Dir in Wien.

Mir war der rechte Ort gefunden,
Und sind, die ich Dir brachte, auch schon fort
Von dieser Erde — wie von einem Stern,
Der längst vom Firmament entschwunden,
Wir stets das Licht noch seh'n, als wär' er dort:
So bleibt ein Nachklang uns von Haydns Tönen,
Und dann zumeist vom Muster alles Schönen,
Von Wolfgang Mozart, meinem liebsten Kind.

Vindobona.

Du bringst ihn uns?

Musik.

Und Eurer Kaiserin.
Als zartes Kind noch führ' ich ihn nach Wien,
Und sie, der Kaiser, und die Ihren alle,
Sie horchen seinem Spiel, der mit sechs Jahren
Schon, was er werden wird, kann offenbaren.

(Man hört eine der frühesten Compositionen Mozarts auf einem altväterischen Clavier [Spinett] gespielt. Die vier Frauen horchen. Dann erscheint folgendes Bild: Hofconcert. Kaiserin Maria Theresia sitzt inmitten ihrer Kinder. Ihr zunächst Maria Anna [24 Jahre alt], welche eine der kleinen Erzherzoginnen umschlungen hält. Dann steht Erzherzog Josef [21 Jahre] neben seinem Bruder Leopold [15 Jahre], ferner Maria Christina [20 Jahre], Maria Elisabeth [19 Jahre], Maria Amalia [16 Jahre], Johanna Gabriela [12 Jahre], Maria Josepha [11 Jahre], Maria Carolina [10 Jahre], Ferdinand [8 Jahre], Marie Antoinette [7 Jahre] und Maximilian [6 Jahre], im ganzen vier junge Erzherzoge und acht Erzherzoginnen. Am Spinette steht Kaiser Franz I. von Lothringen und sitzt der sechsjährige Mozart, scheinbar ein Clavierstück vortragend. Weiter zurück steht sein Vater Leopold; anwesend sind noch Hofdamen und Hofherren. Während das Bild steht, muss das vorher intonierte Spinett-Musikstück Mozarts weiter gespielt werden, ebenso beim Verschwinden des Bildes, nur nimmt hier das Orchester die Melodie auf, einen kurzen Satz nachspielend.)

Musik.

Ihr saht den Knaben, dem auf dieser Erde
Nur kurze Zeit zu wandeln ist vergönnt,
Und dessen Lieder, dessen Sangesweisen
Die ganze Welt wird singen und wird preisen.
Sein Leben ist ein Kranz von Melodien,
Der immer heller, strahlender wird glänzen,
Und Deinem Lande werde er verliehn,
Füg' Du ihn bei des Ruhmes Lorbeerkränzen!

Austria.

Und Ruhm und Glanz, die mir die Ahnen brachten
Im Frieden wie im Krieg, in Sieg und Schlachten,
Ich wahre sie dem höchsten Schatze gleich!
Doch denke ich jetzt jener, die da starben,
Die für mich Glück und Macht und Ruhm erwarben,
So denke heut' das ganze Österreich
An den, der lebt, der gleich den hohen Ahnen
Gewandelt ist des Rechtes grade Bahnen
In weiser Mäßigung und treuer Hut,

Im Glück und Unglück stets mit gleichem Muth,
Der als der Würdigste die Krone trägt,
Und den sein Volk verehrt mit einer Liebe,
Die tief im Herzen ihre Wurzeln schlägt.

Klio.

Wie sich die Pflanze langsam muss entfalten,
Bis endlich sie erblühen kann zur Blume,
So heut' zu seinem hohen Ruhme
Will sich ein halb Jahrhundert ausgestalten,
Und neue Jahre füg' ich zu den alten,
Mög' ihn der Himmel lange noch erhalten
Zu Glück und Frieden seinem Kaiserthume!

Vindobona.

Mein Wien bleibt nicht zurück, in keinem Falle,
Es danket ihm ja mehr als alle.
Das alte Wien, das wir gesehn,
Wär' vielzu eng mir heut',
Er lässt ein neues Wien entstehn,
Und das ist's, was mich freut.
Die Mauern, die mich arg beengt,
Sie sind gefallen und gesprengt,
Jetzt dehn' ich mich und breit' mich aus
Bis übern Kahlenberg hinaus
Und freu' mich über all die Pracht,
Und dass wir es so weit gebracht!

(Harfen im Orchester.)

Austria.

Ich höre Harfenklang.

Musik.

Nun mögt Ihr lauschen!

(Das Largo von Händel wird gespielt.)

Klio.

Wie festlich tönt es jetzt!

Vindobona.

Es ist mir fast,
Als hörte ich der Englein Flügel rauschen.

Austria
(während der Musik).

So festlich klingen keine Weisen
An diesem hohen Freudentag
Wie meiner Völker Herzensschlag,
Wenn sie den theuren Kaiser preisen.
Ich sag' es laut, ich ruf' es aus:
Die Liebe zu dem Kaiserhaus,
Sie ist dem ganzen Vaterland
Das unzerreißbar feste Band,
Das alle uns vereinet,

Drum ruf' ich Euch aus nah und fern
Zur Huldigung für unsern Herrn —
Erscheinet! Erscheinet!

(Während die festliche Musik des Largo noch fortwährt, hebt sich der gewölbte Steinbogen, die Seitentheile weichen zurück, er verschwindet ganz. Die Bühne hat nun ihre volle Tiefe und Breite. Sie ist erst dunkel, und wie sie sich nach und nach erhellt, erblickt man ganz im Grunde das Rathhaus mit den Arcadenhäusern, davor den Park, rechts die Universität, links das Parlamentsgebäude. Im Mittelgrunde freistehend eine Reiterstatue Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. auf hohem Sockel, zu dem viele Stufen emporführen. Wenn bereits das Ganze taglicht dasteht, schreitet Austria mit Vindobona und Klio auf das Monument zu, indes die Muse der Tonkunst hinter demselben unsichtbar wird. Noch unter den Klängen der Musik sind die drei die Stufen hinan gestiegen, so dass vor dem Sockel selbst in der Mitte Austria steht, rechts von ihr Vindobona, links Klio. Alle drei tragen wieder ihre Attribute.

Das Largo schließt. Während der Worte, welche jetzt Austria spricht, treten rechts und links in der ganzen Tiefe der Bühne nach und nach theils einzeln, theils gruppenweise Landleute vor in den mannigfachen Volkstrachten der Monarchie, auch Edelleute in Galacostümen, ferner Officiere und Soldaten aller im Heere vertretenen Waffengattungen in den verschiedenen Adjustierungen, welche die Armee vom Jahre 1848 bis heute aufzuweisen hat. Die Bühne füllt sich vollständig.)

Austria
(mit erhobenen Armen).

Nun schaaret Euch,
(Trompetenstoß)
Er wahret Euch,
(Trompetenstoß)
Aus dem gesammten Österreich,
Des Kaisers Herzen alle gleich,
(Trompetenstoß)
Zieht heut' heran! Aus Ost und West,
Aus Süd und Nord eint Euch dies Fest!
(Trompetenstoß.)
Und überall und nah und fern
Für unsern Kaiser, unsern Herrn
In Lieb' und Treue stets bereit
Seid allezeit und allezeit!

(Von allen Seiten schmetternde Trompetenfanfaren. Hinter dem Monumente erhebt sich's, vom Boden aufsteigend, über die Häupter der Anwesenden gleich einem großen weißen Regenbogen. Er ist aus lauter Engeln gebildet; sie sind durchaus weiß gekleidet, und ihre mächtigen Schwingen sind sämmtlich mit den Spitzen nach aufwärts gerichtet. Zu Füßen der erwachsenen Engel kniet ein Kranz nackter Kinderengel. Der Bogen steigt so hoch empor, dass er wie eine Glorie um das ganze Monument erscheint. Während dies geschieht, wird die Volkshymne gesungen und zwar die erste Strophe von den Solisten a capella, die zweite im Chore; das Orchester fällt mit brausender Gewalt ein. Am Schlusse der Volkshymne geht ein blendender Schein von der Engelglorie aus. Donnernde Heilrufe.)

Der Vorhang fällt.



Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Weil. Ihre Majestät Kaiserin und Königin Elisabeth von Österreich=Ungarn.

Aufnahme von Pietzner in Wien.

Kaisers Vision.

Von Franz Herold.



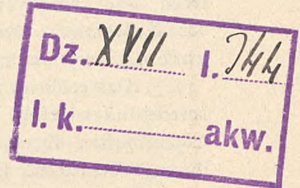
Dem Kaiser will das Herz vor Weh zerspringen:
Sein Weib gemordet, das wie Engel rein!
Die Hand vorm Aug', daraus die Thränen dringen,
Sitzt er am Tisch um Mitternacht allein;
Da weht's um ihn, da regt es leise Schwingen,
Sie selber ist es in der Sel'gen Schein,
Auf seine Schulter fühlt er sie sich neigen —
„Elisabeth!" — und Thränen nur und Schweigen.

Und sie begleiten, längst hinabgeschwunden,
Die stummen Schatten der Vergangenheit,
Des Jugendglückes süße, flücht'ge Stunden,
Der schweren Krone langes, bittres Leid;
Er fühlt es nah im Brennen seiner Wunden,
Doch rückwärts wieder weicht es diesmal weit
Und birgt sich scheu in seinen grauen Floren,
Denn eins nur fühlt er: dass er sie verloren.

Sie aber, lächelnd wie in Jugendtagen,
Hat ihm die Feder in die Hand gedrückt,
All seinen treuen Völkern soll er's klagen,
Das Ungeheure, das sein Herz zerstückt,
Und alle werden's liebend mit ihm tragen;
Dann schreibt sie selbst, aufs Manifest gebückt:
„Und jeder, der mein trauernd denkt hienieden,
Er helf' dem Kaiser, helf' dem Reich zum Frieden!"







Des Reiches Schmerz.

Zum Bildnis weil. Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Elisabeth.



eber Österreich-Ungarn ist der Herbst hereingebrochen.

Wo noch vor kurzem der Hochsommer seine goldenen Reflexe um die Forste des Alpenlandes, über das Gestrüppe der Pusten wob, noch vor wenigen Wochen sommerliches Behagen die Gemüther erfüllte, dort qualmen jetzt finstere Nebel, und unter ihrem Hauche verlischt der Sonnenstrahl, erbleichen die Farben an Blatt und Blüte, erstickt der Frohsinn der Menschenbrust.

Am 10. September mittag war's. Der Himmel leuchtete in sattester Bläue, die Bergesriesen der Schweiz blinkten heiter aus verklärender Höhe, die Flut plätscherte wohlig empor an den Quaigemäuern von Genf, die noch dicht begrünten Uferbäume wiegten ihr Gezweige und nickten in der milden Seeluft — wahrhaft, es schien, als wolle der zur Rüste gehende Sommer vor dem Scheiden in vollstem Schmucke sie grüßen, die zur selben Stunde entlang dem Gestade wandelte, sie, die ja zeitlebens mit der Natur durch jene zart innigen Bande verbunden war, welche nur hohe und reine Seelen zu spinnen verstehen, sie, die unter allen ihren bevorzugten Geschöpfen das begnadetste gewesen: Kaiserin und Königin Elisabeth!

Ach, es sollte Allmutters letzter Gruß an unsere Herrin sein! Denn einige Augenblicke später traf der feigste Stahl, der je geschliffen ward, das edelste Herz, das je geschlagen, und wieder einige Augenblicke später hatte Österreich-Ungarn keine Monarchin mehr.

Da brach die Trauer herein über die Völker des großen Doppelreiches, ja über die gesammte fühlende Menschheit und starb der Sommer. Aber im Sterben berief er seine holdesten Kinder, die Blumen, und sandte sie zur Stätte, wo die schönste der Blumen, die geknickte „Rose von Possenhofen" dem ewigen Frühling entgegenträumte: aus den entlegensten Thälern der Heimat wie aus den fernsten Zonen der Fremde, aus Deutschlands Eichenwäldern, unter deren Schatten die Todte erst unlängst Genesung gefunden, von den Inseln des

Südens, auf denen sie so gerne geweilt, aus Afrikas Wüsten, deren würziger Odem ihr so wohl gethan, kamen die duftigen Gebilde dahergezogen, unerschöpflich, unübersehbar, um am Sarge der gemeuchelten Schwester zu weinen.

Und in den thränenbethauten Kelchen dieses Blütenoceans, dieses stummen und doch weithin redenden Zeugen des Schmerzes, der eine ganze Welt durchschütterte, erschloss sich uns voll und tief die Erkenntnis dessen, was wir verloren — o, Lucchenis Feile drang auch mitten durch unsere Brust, und wenn der Todeswunde der gekrönten Märtyrerin bloß wenige Tropfen entsickerten, unseren Herzen entquollen Ströme von Blut in unsäglichem, verzehrendem Weh!

Was erübrigt uns heute, zum Preise der Entrissenen vorzubringen, nachdem bereits alles gesagt worden, was gesagt werden konnte? Keine der erhabenen Eigenschaften ihres Geistes, keine ihrer so ansprechenden Äußerungen, keine ihrer so bestrickend feinsinnigen Handlungen blieb ungewürdigt. Fast gerathen wir in Verlegenheit, wie auch unseren bescheidenen Zoll letzter Huldigung zu entrichten — doch ein Blick auf jene viel tausendköpfigen Blumenscharen, und sie werden uns zu ebenso vielen Symbolen des hehrsten Vorzugs, welchen die Unvergessliche besessen, zum Schlüssel, der uns das intimere Verständnis dieses einzig dastehenden Frauencharakters vermittelt.

Elisabeth von Österreich-Ungarn war bis ans Ende eine treue Tochter der Natur, und ergreifend ist es zu sehen, wie sie, durch Geburt und Verehelichung zu den obersten Spitzen des socialen Gebäudes hinangehoben, durch Erziehung und Neigung mit dem erlesensten Inhalte moderner Cultur vertraut geworden, sich trotzdem stets den lebendigen, harmonischen Zusammenhang zu wahren wusste mit dem sicheren, allein fruchtbaren Boden jeder individuellen Gesittung und jedes universellen Fortschrittes, mit der nie trügenden Führerin durch jedes Daseinsverhältnis — der Natur. Deswegen wollte sie nichts anderes sein als Weib, wozu sie die Natur erschaffen, deswegen verließ sie nie die Grenzen, welche ihre Lehrmeisterin selbst jenen Frauen gesteckt, deren Gatte mit ihnen einen Thron zu theilen hat. Hingestellt, wo die Schicksale von Völkern und Reichen entschieden werden, das Auge geschärft durch außergewöhnliche Begabung für die mannigfachen divergierenden Bedürfnisse und Bestrebungen des eigenen bunten Länderconglomerates, genannt Österreich-Ungarn, von hinreißender Anmuth, die hundert Arme ihrem Winke dienstbar gemacht hätte, war Elisabeth gewiss mehr denn einmal der Versuchung ausgesetzt, selbständigen Einfluss zu üben auf die Lenkung der Staatsgeschäfte und so das mühsame Werk des erlauchten Gemahls sowie seiner verantwortlichen Berather zu stören. Ihr bewundernswert feiner Takt jedoch, eben das Product ihres rein menschlichen Denkens und Fühlens, beschützte die Lebensgenossin des „constitutionellsten Monarchen" vor Schritten, welche gerade angesichts der eigenthümlichen politischen Situation in unserem Vaterlande und der von Jahr zu Jahr sich steigernden Verworrenheit derselben von kaum abzumessenden Folgen hätten sein müssen.

Wo dagegen die Rechte des Weibes im Einklange standen mit den Forderungen an die Herrscherin, da trat Kaiserin-Königin Elisabeth heraus aus der gewohnten, fast kindlich scheinenden Schüchternheit und Zurückhaltung, fand sie den Muth zu energischem Handeln, wuchs sie auf zu jener blendenden Größe fraulicher und landesmütterlicher Pflichterfüllung, die niemand anderer als der erhabene Gatte, selbst das strahlende Prototyp männlich hingebenden

Pflichtendranges, mit unverwischlichen Lettern der Nachwelt überliefert hat, wenn er in dem ewig denkwürdigen Manifeste vom 16. September l. J. die heiß Beweinte „die Zierde Meines Thrones" nennt, „die treue Gefährtin, die Mir in den schwersten Stunden Meines Lebens Trost und Stütze war — an der Ich mehr verloren habe, als ich auszusprechen vermag", wenn er von ihrem Herzen rühmt, es habe „keinen Hass gekannt und nur für das Gute geschlagen".

An Gelegenheit aber, ihre Tugenden zu bethätigen, fehlte es der also Gepriesenen wahrlich nicht. Die 44 Jahre, während welcher unser geliebtes Herrscherpaar gemeinschaftlich die Krone trug, sind zugleich die bedeutsamsten in der jüngeren Staatengeschichte Österreich-Ungarns. Gegensätze über Gegensätze rangen nach Expansion, Krisen über Krisen nach Lösung — und hier mildernd, ausgleichend, versöhnend einzuwirken, darin sah die Monarchin eine gern übernommene, dem Grundzuge ihres menschenfreundlichen Wesens adäquate Aufgabe. Wie häufig und wie glücklich letzterer von ihr entsprochen ward, ist leider in weiteren Kreisen nicht genügend bekannt, denn diesem keuschen Innenleben und seiner mädchenhaften Scheu vor der Öffentlichkeit widerstrebte alles, was nur irgendeiner Reclame ähnelte.

Den Zenith ihres so segensvollen Waltens im Stillen erstieg Elisabeth als nach den Niederlagen unserer Nordarmee in Böhmen 1866 der habsburgische Staat augenscheinlich einer Katastrophe entgegensteuerte. Damals erfasste sie, eine der ersten, mit intuitivem Scharfblicke den allein offenen Ausweg aus der Bedrängnis, trat entschlossen dem fürs Heil der Unterthanen zu jeglichem Opfer bereiten Kaiser an die Seite und unternahm es, das Vertrauen der magyarischen Nation wieder aufzurichten, deren traditionelle Anhänglichkeit an die Dynastie neu zu entfachen. Sie ergriff ohne Zögern und Vorbehalt die Führerhand Deáks, und überzeugt von der Unaufschiebbarkeit der endlichen Austragung des langjährigen staatsrechtlichen Conflictes, half sie beharrlich mit an der Umgestaltung des Reiches im Sinne des Dualismus. Seither erlosch in ihr nie mehr der Glaube daran, dass Dauer, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes ausschließlich durch ein friedliches, von gegenseitigem Misstrauen ungetrübtes, auf streng legaler Basis sich vollziehendes Zusammengehen beider Hälften verbürgt werden. Das schlichte und doch so vielsagende Bekenntnis dieses Glaubens war der Kranz, den die Monarchin einige Jahre später am Sarge des weisen Staatsmannes und treuen Rathgebers niederlegte: eine Ehrung, die durch die Kunst jenseits der Leitha oft in Wort und Bild verewigt worden ist, zwischen Herrscherin und Volk daselbst unzerreißbare Bande geknüpft und ihre ritterliche Heimzahlung kürzlich gefunden hat, als die Inarticulation des glorreichen Andenkens der todten Königin, der „Heiligen der Nation", ins Gesetz, desgleichen die Widmung eines Denkmals aus allgemeinen Beiträgen seitens des ungarischen Parlaments einstimmig votiert wurden.

So hat Elisabeth von Österreich-Ungarn mit glänzendem Erfolge ihre historische Mission, an der Anbahnung und Festigung gedeihlicher Wechselbeziehungen unter den beiden Reichstheilen mitzuarbeiten, erfüllt und sich dadurch ein unvergängliches, weithin kenntliches Verdienst um die Monarchie erworben. Dass sie hierbei nicht die odiosen Waffen des Zwanges, der Intrigue, sondern einzig jene reinen Mittel gebrauchte, womit edel und hoch gestimmte Weiblichkeit von der Natur ausgestattet worden ist, erobert ihr zudem ein goldenes Blatt im Buche der Menschheit.

Ja, Kaiserin-Königin Elisabeth bewies, dafs auch die Frau auf dem Throne Weib zu bleiben vermöge, Weib im schönsten Verstande, dem inmitten aller Errungenschaften extremster Cultur die Fähigkeit zu echt menschlichem Anschauen und unverfälscht natürlichem Empfinden nicht abhanden gekommen ist, welches, umlauert von den Verführungen höchsten Machtgenusses seines ursprünglichsten Berufes nicht vergifst: durch Güte, Milde und Nachgiebigkeit dort Eintracht und Versöhnung zu stiften, wo der unbeugsame Mannestrotz die Entscheidung über Recht und Unrecht der Gewalt, dem Kampfe anheimstellt.

Auf solche Weise hat die hehre Todte insbesondere Österreich-Ungarns Frauen ein immerdar leuchtendes Beispiel, eine nie verhallende Mahnung zur Nachfolge hinterlassen, die Mahnung, Ziel und Inhalt des Daseins innerhalb jenes Pflichtenkreises zu suchen, der von der Schöpfung selbst aller weiblichen Creatur vorgezeichnet ward, und dessen Schwerpunkt einerseits „Erhaltung", andererseits „Erziehung" heißt.

Trübe Tage sind es, die wir durchleben. Unser herrliches Vaterland ist wilden Stürmen preisgegeben, die an seinen Grundfesten rütteln und dem durch Gesetz und Herkommen Sanctionierten den Untergang drohen; seine Bürger rasen in zügelloser Fehdelust widereinander, das Feld nährenden und sittigenden Schaffens zerstampfend, die Stützen des Ansehens, der Macht des Reiches untergrabend. Sämmtliche Brücken zu einer Verständigung scheinen abgeworfen, Thür und Thor dem unentrinnbaren Verderben geöffnet — da winkt, keine andere Rettung mehr als eine geistige Wiedergeburt in der heranreifenden Generation. Auf ihr ruht unsere Hoffnung, dafs der Väter Streit beendet, die altberühmte Doppelmonarchie unter Habsburgs Scepter aus dem vergiftenden Zwiespalte der Parteien erlöst, zu erneuter Kraft und zu verstärkter Geltung nach außen verjüngt werde. Dieser gewichtigen Aufgabe aber werden unsere Söhne und Enkel nur dann gewachsen sein, wenn würdige, ihrer Verantwortlichkeit bewufste Mütter frühzeitig ins Kinderherz den Samen der Duldung und Liebe, der Anhänglichkeit an Herrscher und Vaterland pflanzen, wenn edle Gattinnen in ähnlichem Sinne sich um ihre Gatten bemühen. Darum erblicken wir gerade in Österreich-Ungarns Frauenwelt den Factor, von welchem das künftige politische Heil ausgehen soll, und darum, behaupten wir, liegt heute mehr denn je die Bedeutung ihrer socialen Stellung im Erziehlichen.

Schwieriges haben unsere Schulen zu vollbringen: vor allem brauchbare Organe für den öffentlichen Dienst heranzubilden, einen Beruf, der in unserem so heterogen gestalteten Staatswesen specielle Kenntnisse, specifische Charaktereigenschaften heischt. Der beste Unterricht mufs jedoch zum Theil versagen, wenn nicht das Heim dem Lehrer in die Hände arbeitet, wenn nicht die Mutter selbst beflissen ist, dem Geiste des Zöglings jene echt sittliche, echt patriotische Richtung zu verleihen, welche in der opferwilligen Unterordnung unter die Forderungen des Gesammtwohls die Vorbedingung jeder civilisierten Vereinigung, im thatfrohen Anschlufs ans gemeinschaftliche Vaterland Österreich-Ungarn die unerläfslichste, theuerste Pflicht seiner Bürger erkennt.

Dergestalt erweitert sich für unser gegenwärtiges Frauenthum die natürlich erziehende Thätigkeit zur staats- und gesellschaftsconservierenden, politischen — conform den ursprünglichsten Functionen des weiblichen Princips als des erhaltenden, verwaltenden im kosmischen Systeme. Ohne daher bei der modernen Frau den

Wunsch nach vertiefterer Verstandes- und Gemüthsbildung zu negieren, gestehen wir vielmehr dessen volle Zeitgemäßheit zu, denn nur auf dem Piedestale reichen positiven Wissens und verfeinerter Seelenschwingungen vermag die österreichisch-ungarische Frau die richtige Eignung zu ihrer großen Sendung zu empfangen: Veredlung des Gatten, Erziehung der Söhne zu nationaler und confessioneller Eintracht, zum österreichisch-ungarischen Patriotismus, vermag sie Weiblichkeit und Staatsbürgerlichkeit, Natur und Cultur zu fruchtbarer Harmonie zu verschmelzen, wie dies auf so wahrhaft ideale, wahrhaft vorbildliche Art in Elisabeth von Österreich-Ungarn zur Realisierung gelangt ist.

Im Leben und im Tode Retterin des Vaterlandes aus schwerer Noth — fürwahr, ein Los, wie es selten einer Gekrönten geworden! Und indem wir uns der Betrachtung desselben überlassen, gleitet ein Tropfen Trostes in die Bitternis unserer Trauer; unser Blick kehrt sich bewundernd vom Katafalke der Hingemordeten zu ihrem Unirdischen, und dieses steht vor unserem Geiste da für immer von jenem Glorienschein umwallt, der einem schön gelebten Dasein und einem heldenhaften Sterben ewigen Lohn zollt, den die Tragik unverdienten Leidens und stolzen Tragens um auserkorene Menschenstirnen webt.

Über Leben und Tod triumphierte Elisabeth von Österreich-Ungarn durch die Stärke geläuterter Weiblichkeit. Weiblichkeit ist weibgewordene Natur. Diese war ihr im Leben Berätherin und Führerin, Freude und Erhebung, und deshalb war Natur ihr eine schonende Freundin auch im Tode. Sie gestattete nicht, dass er mit blasphemischen Händen ihr Meisterwerk zerstöre, dass es Zoll für Zoll abwelke in dumpfem Siechthum. Elisabeth verschied, wie sie es stets für sich gewünscht, rasch, angesichts der ausgebreiteten Schönheitsfülle der Schöpfung, im Vollbesitze der seelischen Kräfte und eines Körperreizes, der ihr den Ruf der anmuthigsten Frau Europas verschafft hatte. So wird sie vor dem Gedächtnisse ihrer Völker schweben, schön und rein gleich den Blumen, für welche sie eine zärtliche Neigung gehegt, und wehmüthigen Stolzes wird ihr Bild den spätesten Geschlechtern gezeigt werden:

„Das war unsere Kaiserin, unsere Königin — das war Elisabeth!"

Ja, der Herbst ist ins Land gekommen und die Trauer in unsere Gemüther. Das verdorrte Gefilde klagt um die entschwundene Sonne — wir weinen um die geraubte Herrin, um des Reiches blutende Wunden. Doch sieh! Hebt es sich nicht bereits in blassgrünen Spitzen von der nackten Scholle? Schwillt es nicht schon an den blattlosen Zweigen zu bräunlich glänzenden Knötchen? Noch eine Weile, und unter dem wiederkehrenden Strahle des Frühlings werden Keim und Knospe zu wogenden Halmen, zu rauschenden Laubgezelten erblühen! Auch in unseren Herzen regt es sich beruhigend, verheißend, wie die Ahnung besserer Tage; über Österreich-Ungarn weht lenzhaft die Sehnsucht nach Verständigung, Versöhnung, und wo das Verlangen des Heils erwacht, naht sicheren Trittes die erfüllende That. — Und sie werden aufgehen, die besseren Tage. Des Frevlers Mordzeug ward zum Zauberstabe, der — alle Anzeichen reden dafür — Dornröschen Gemeingefühl aus Decennien währendem Schlafe zu neuem Dasein wecken soll, indes der Abscheu vor dem greulichen Verbrechen, der Schmerz um das hehre Opfer in flammender Lohe den Ring schweißten, mit welchem das in sich gespaltene Vaterland wieder geeinigt werden wird. In den Thränenfluten, welche seine Kinder der verlorenen Landesmutter nachweinten, wurde

der Makel der Bürgerzwietracht getilgt und der Boden geweiht, der bestimmt ist, den grünenden Baum der Zukunft zu tragen; er wird aus dem kostbaren Blute sprießen, das zu Genf geflossen, riesenhaft und prächtig, und unter seinem weithin schattenden Blütendache werden sich Österreich-Ungarns verbrüderte Stämme um ihren erlauchten Hirten scharen zu erneuter friedlicher Arbeit am Gedeihen und Fortschritt, am Ansehen und an der Machtstellung unseres altehrwürdigen Doppelstaates.

Wohl sind die Glocken verstummt, die Fackeln verglüht, die zur Jubelfeier unseres geliebten Monarchen laden sollten, wohl steht er vereinsamt auf der Väter Throne, wenn die getreuen Unterthanen heranpilgern, ihm mit gramumflorter Stimme ihre Segenswünsche, ihren Dank darzubringen, aber aus dem brausenden Gemurmel wird der Ruf der Geschichte silberhell an des Gebeugten Ohr klingen:

„Sei getrost! Woran Du 50 lange Jahre hindurch in Beharrlichkeit und Mäßigung, Gerechtigkeit und Weisheit geschaffen, wird Äonen überdauern, ihr Andenken dagegen, die Deine hingebende Helferin gewesen, nimmer untergehn!"

Monumente von Erz und Stein, reich wie die Liebe, imposant wie der Schmerz der verwaisten Völker, werden der todten Herrscherin hüben und drüben unseres Grenzflusses errichtet werden; als sinnigstes, rührendstes erscheint uns das goldene Kreuz, welches der erhabene Witwer zur Erinnerung an sie sowie zur Belohnung für solche Frauen gestiftet hat, die, den Spuren der Verklärten folgend, in ihrem Geiste zu wirken sich bemühten — es ist das Zeichen himmlischen Erbarmens, unter welchem Kaiserin-Königin Elisabeth, ähnlich ihrer Namenspatronin, der Heiligen von Thüringen, die Häuser der Armut und des Elends, die Stätten der Erziehung aufsuchte, um dort Hilfe, Labung und Aufmunterung zu spenden, es ist das Zeichen der Erlösung, die ihrem gebrochenen Mutterherzen nach Jahren der Prüfung endlich zutheil ward.

Wien, Ende October 1898.

A. M.-W.

